1,40 DM / Band 90
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Jagd auf die Dämonenwölfe

Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 650 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,60 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 60



Jagd auf die Dämonenwölfe

John Sinclair Nr. 90

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 25.03.1980

Titelbild von Sebastia Boada

Sinclair Crew

Jagd auf die Dämonenwölfe

Eine Welle rollte heran, erfaßte den Bug des Schlauchbootes, hob es hoch, um es einen Herzschlag später wieder in das Wellental sinken zu lassen.

Seewasser spritzte mir ins Gesicht. Die kalte Sprühdusche erinnerte mich wieder an mein Schicksal und damit auch an meine hoffnungslose Lage.

Werwölfe hatten mich überwältigt, gefesselt und zu einer Lichtung geschleppt, wo ich mit ansehen mußte, wie sich sieben normale Menschen in diese Bestien verwandelten.

Roderick van Cleef, Anführer der Wölfe, und fünf seiner Diener hatten danach ein Schiff bestiegen und von der Insel abgelegt. Sie waren unterwegs nach London. Begleitet wurden sie von einem normalen Menschen, Sergeant Rapp. Doch dieser Mann war nicht ungefährlicher als die Werwölfe.

Im Gegenteil, er hatte mir mein Kreuz gestohlen und es lachend eingesteckt. Zwar besaß ich als Waffe noch den Silberdolch, doch meine Fesseln schnitten so stark in die Hand- und Fußgelenke, daß es mir nicht gelang, sie zu lockern. Bewegungslos lag ich auf dem Boden des Schlauchbootes und wartete auf mein Schicksal.

Das hieß Tod.

Erst wollten mich die Bestien umbringen und meine Leiche dann der See übergeben. Hier draußen in der breiten Themsemündung herrschten eigene Strömungsverhältnisse, und es war unklar, ob ich jeweils als Toter irgendwo angeschwemmt wurde.

So sah es aus, und so mußte ich es sehen. Ich machte mir keinerlei Illusionen mehr.

Buck Hiller, mein Stubenkamerad, hockte vor mir und ließ mich nicht aus den Augen. Der Nachtwind fuhr ihm in den Rücken, und ich nahm den beißenden Raubtiergeruch wahr, der von ihm ausging. Hiller war kein Mensch mehr, er war zu einem Werwolf geworden.

Hinter mir hockte die zweite Bestie. Sie lenkte das Schlauchboot. Es besaß einen starken Außenborder. Überhaupt war dieses Boot ziemlich groß und auch stabil gebaut. Die dicken Gummiwulste konnten einem das Gefühl der Sicherheit geben, trotzdem mußten wir höllisch achtgeben, nicht mit einem Riff oder dicht unter dem Wasser liegenden Felsen in Berührung zu kommen. Das scharfe Gestein hätte unser Boot aufgeschlitzt.

Ich merkte es am Wellengang, daß wir langsam das Ende der natürlichen Bucht erreichten. Er war stärker geworden, denn die schon gebrochenen Wellen liefen erst zum Strand am Ende der Bucht richtig aus.

Ich lag auf dem Rücken. Das Wasser schmatzte und gurgelte. Der Werwolf am Steuer mußte aufpassen.

Doch auch er wurde von dem Strudel überrascht. Plötzlich erfaßte ein Kreisel unser Boot und drehte es immer stärker um die eigene Achse. Sekundenlang waren die Werwölfe abgelenkt. Ich aber hatte besseren Halt, da ich lag.

Alles setzte ich auf eine Karte.

Ich ruckte ein Stück vor, zog die Beine an und ließ sie blitzartig vorschnellen. Diesen Trick hatte ich bereits auf der Lichtung angewendet.

Wieder trafen meine Füße Buck Hiller.

Diesmal reichte die Kraft nicht aus, um ihn über Bord zu schleudern.

Er kippte zwar, konnte sich jedoch fangen und an der Bordwand festhalten.

Gleichzeitig beförderte uns ein Gegenstrudel weg aus dem Wasserkreisel und genau auf die beiden Felstürme zu, die den Eingang der Bucht so prägnant markierten.

Hiller hatte sich wieder gefangen. Das Boot drängte etwas nach backbord über, fing sich jedoch wieder sehr schnell, so daß auch der Werwolf sein Gleichgewicht fand.

Die andere Bestie ließ das Ruder los und hieb mir seine Pranken auf die Schultern.

Ich hatte mich halb aufgerichtet. Jetzt wurde ich wieder zurück auf die Planken geworfen.

Es sah böse aus.

Hiller wollte nicht mehr warten.

Keine Sekunde länger. »Ich bringe dich um!« keuchte er und riß seinen Rachen weit auf.

***

Von Hiller hatte ich ebensowenig Gnade zu erwarten wie von der anderen Bestie. Hiller fauchte mir seinen heißen Raubtieratem entgegen, während er sich vorbeugte.

In einer verzweifelten Reaktion riß ich meine gefesselten Arme hoch und stieß Hiller beide Fäuste in die Fratze.

Er heulte wütend, schlug nach mir und traf mich am Hals. Wo seine Pranken mich berührten, rissen sie kleine Wunden.

Bei dem Anblick des Blutes drehte der Werwolf vollends durch.

Ein weiterer Prankenhieb fegte meine Arme zur Seite. Eine Welle hob das Boot hoch, ich kam Hiller näher, sah aus einer Handspanne Distanz in seine Augen und rechnete mit dem Allerschlimmsten, als plötzlich die Stimme ertönte.

»Halt, du Bestie!«

Die Stimme war so laut, daß sie sogar das Rauschen der Brandung übertönte. Der Mann mußte sich fast die Kehle aus dem Hals schreien. Für mich aber war es wie der schönste Engelsgesang, denn ich kannte den Rufer.

Es war Bill Conolly.

Hiller hatte die Stimme ebenfalls gehört. Er zuckte zurück. Dann drehte er seinen Kopf nach links, und der andere Werwolf tat es ihm nach.

Bill Conolly stand auf dem rechten Felsturm. Hinter ihm leuchtete der Mond, so daß sich seine Gestalt wie ein Scherenschnitt vor der helleren Fläche abhob.

Bill hatte den Arm ausgestreckt. Diese Haltung kannte ich. Demnach mußte mein Freund eine Waffe in der Hand halten.

Und schon blitzte sie auf.
Aber Bill traf nicht. Die Kugel peitschte irgendwo ins Wasser. Es lohnte sich nicht, aus der Entfernung zu feuern. Das war nur Munitionsverschwendung.
Hiller hob drohend den rechten Arm. »Das hilft dir nichts«, brüllte er zurück.
Bill wußte dies. Und er unternahm etwas wirklich Tollkühnes. Der Reporter federte leicht in den Knien ein und stieß sich ab. Wie ein Turmspringer jagte er durch die Luft, beschrieb einen Bogen und tauchte dann in die dunkelgraue See ein…

***

Das Boot hatte keine Positionsleuchten gesetzt.
Wie einst der fliegende Holländer glitt es über die graue Wasserfläche. First Lieutenant van Cleef hatte das Boot aus Armeebeständen beschafft. Es war mit einer Tarnfarbe bestrichen und deshalb noch schlechter auszumachen.
Der Kurs lautete West-Nord-West.
Um diese Zeit herrschte selbst vor der Themsemündung kaum noch Schiffsverkehr. Die Kapitäne hatten zugesehen, so rasch wie möglich den Londoner Hafen zu erreichen. Oder sie waren, wenn sie vom europäischen Festland kamen, in ihren Heimathäfen liegengeblieben. So hatte das Küsten-Schnellboot freie Fahrt.
Im Ruderhaus stand van Cleef. Er war Steuermann, Kapitän und Erster Offizier in einem, die anderen fünf Seewölfe führten nur seine Befehle aus, falls es welche gab. Sergeant Rapp befand sich am Heck des Bootes.
Im Moment lief alles glatt. Van Cleef glaubte auch, seinen Widersacher Sinclair ausgeschaltet zu haben, allerdings störte ihn eins.
Er rechnete fest damit, daß hinter ihm die Insel in die Luft fliegen würde, denn die Bomben waren gelegt und die Zünder exakt eingestellt worden.
Schon längst hätte eine Feuersäule in den Himmel steigen müssen, doch das war nicht der Fall.
Alles blieb ruhig.
Der grüne Widerschein der Instrumentenbeleuchtung ließ den Werwolf noch schlimmer aussehen. Sie entstellte das häßliche Gesicht und überwarf die rechte Seite mit einem kalten grünen Feuer, das auch die Pupille des Auges berührte und sie zu einer schimmernden Kugel machte.
Die Fahrt verlief glatt und ohne Zwischenfälle. Linkerhand strahlte das Leuchtfeuer von Sheerness. Ab hier wuchsen die beiden Landzungen rechts und links bereits zusammen, so daß man schon eher das Gefühl haben – konnte, auf einem Fluß zu fahren.

Van Cleef wußte natürlich selbst, daß er Positionsleuchten setzen mußte, denn in Küstennähe waren immer Patrouillenboote unterwegs, die nach Schmugglern fahndeten.

Geschmuggelt wurde in letzter Zeit wieder viel. Angefangen vom gestohlenen Öl aus den Tanks von Rotterdam, über Zigaretten, bis hin zum Rauschgift.

Die Zöllner hatten Hochbetrieb.

Van Cleef wußte das. Er war auch nicht so dumm, sich außerhalb der Schiffahrtsrouten zu halten, sondern fuhr den Kurs, den fast alle Schiffe nahmen.

»Positionslichter einschalten!« befahl er. Van Cleef mußte geduckt stehen, da er so groß war und mit dem Kopf gegen die Decke des Steuerhauses stieß.

Der Befehl wurde ausgeführt.

Sie passierten zwei Minuten später das kreisende Leuchtfeuer. In der Dunkelheit war der Turm nicht zu sehen, und das Feuer schien in der Luft zu hängen.

Seit einiger Zeit lief bereits ein Fischerboot den parallelen Kurs. Nur durch das Nachtglas hatte van Cleef es als solches ausgemacht. Das Boot gefiel ihm nicht. Es lief zu sehr in seiner Nähe, und es hatte einen starken Motor. Der Werwolf nahm an, daß die Fischer, falls es wirklich welche waren, einiges zu verbergen hatten und sich deshalb an das Schnellboot anhängten, um unbeschadet den Londoner Hafen zu erreichen.

Aber auch die Männer auf den Polizeibooten kannten ihre Spezies.

Van Cleef machte einen seiner Diener darauf aufmerksam.

»Sollen wir entern?« fragte er.

»Noch nicht.«

»Aber wenn die Wasserbullen…«

»Wir warten ab!« zischte der Werwolf.

Der Diener nickte und zog sich zurück. Er wollte nicht, daß sein Meister ärgerlich wurde.

Sergeant Rapp betrat die Brücke. Er sah als einziger normal aus, hielt aber zu den Werwölfen, und van Cleef konnte sich hundertprozentig auf ihn verlassen.

Wie immer trug Rapp seine Maschinenpistole, eine UZI. Neben van Cleef blieb er stehen iuid zündete sich eine Zigarette an. Gelassen blies er den Rauch gegen die leicht gebogene Scheibe.

»Ärger?« fragte er. »Ich hörte so etwas.«

»Nein.«

Rapp hob die Schultern. Er schaute das Profil des Werwolfs an, und eine Gänsehaut rann über seinen Rücken. So ganz würde er sich an das Aussehen nicht gewöhnen können. Und er wollte die Monster auch nicht zum Feind haben.

»Wie geht es Susan?« erkundigte sich van Cleef.
»Sie liegt in der Kabine und schläft selig.«
Der Werwolf nickte zufrieden. Nur flüchtig dachte er daran, daß diese Susan Howard ihn einmal geliebt hatte und sie ihm auch nicht gleichgültig gewesen war. Aber das war vorbei. Dieses andere Leben lag längst hinter ihm. Die letzten beiden Stunden hatten alles radikal auf den Kopf gestellt.
Susan Howard war jetzt nicht mehr seine Geliebte, sondern seine Geisel.
Und sollte etwas schieflaufen, dann würde er seine ehemalige Freundin eiskalt über die Klinge springen lassen. Van Cleef dachte nur noch menschlich in den negativen Dingen, ansonsten hatte das Tier in ihm die Oberhand gewonnen.
»Ich hoffe, die Kabine ist…« van Cleef schluckte. Manchmal fiel ihm das Sprechen schwer. »Sie… sie ist trotzdem abgeschlossen.«
»Natürlich«, erwiderte der Sergeant. Er griff in die Tasche und suchte seine Schachtel mit den Zigarillos. Gelassen steckte er sich ein dünnes Stäbchen zwischen die Lippen und rauchte genußvoll. Er fühlte sich im Verein mit den Werwölfen sehr gut aufgehoben, und wenn alles klappte, wie er es sich vorgestellt hatte, dann war er bald ein reicher Mann. Mehr wollte er nicht.
»Wir werden übrigens verfolgt«, sagte van Cleef.
»Also doch Ärger.«
»Nein.«
»Ist es nicht die Polizei?«
Der Werwolf schüttelte seinen Raubtierschädel. »Ein Fischtrawler hat sich in unser Kielwasser gehängt. Vielleicht glaubt er, durch ein Boot der Marine geschützt zu sein.«
»Das sind Schmuggler«, sagte der Sergeant.
»Genau.«
Rapp sog hastiger an seinem Zigarillo. »Die Burschen könnten uns auch gefährlich werden, wenn sie nur in unserer Nähe bleiben. Polizeiboote jetzt schon im Kielwasser zu haben, paßt mir nicht.«
»Mir auch nicht«, sagte van Cleef.
»Was machen wir?«
»Warnen können wir sie nicht…«
»Okay.«
Rapp hatte verstanden. Die Wölfe standen vor einer ersten Bewährungsprobe. Sie würden sich der Besatzung des Schiffes annehmen und dann…
Der Sergeant grinste, als er die Brücke verließ. Gefühle waren ihm fremd geworden.
Draußen packte ihn der Wind. Gischt sprühte über und wehte als feiner Regen auf das Deck.

Die Werwölfe kauerten im Schatten der Aufbauten. Sie hatten überall Deckung gefunden, waren kaum auszumachen, und man konnte ihren Standort eigentlich nur am Leuchten der Raubtieraugen wahrnehmen.

Der Sergeant schnippte sein Zigarillo über die Bordwand.

Lässig schritt er über Deck. Er fühlte sich ungeheuer sicher, war selbstbewußt und auch arrogant. Wenn dieser Trawler tatsächlich die Frechheit besitzen sollte, sich weiterhin anzuhängen, würde niemand von der Besatzung überleben.

Eine Galgenfrist von fünf Minuten wollte der Sergeant der Besatzung noch geben.

Er schritt vor bis zum Heck. Die Schraube wühlte das Wasser auf, so daß das Schnellboot einen schaumigen Streifen in seinem Kiel nachzog.

Rapp starrte über die Wasserfläche. Er suchte den Trawler. Obwohl seine Augen gut waren, gelang es ihm nur schwer, die Silhouette des Schiffes auszumachen. Der Mond war weiter gewandert und hatte sich zudem hinter einem leichten Wolkenschleier verzogen.

Dann aber sah Rapp das Schiff.

Es hatte keine Leuchten gesetzt.

Dem Sergeant fiel ein, daß auch das Schnellboot ohne Beleuchtung gefahren war, und er kam zu der Überzeugung, daß sich die anderen aus diesem Grund an sie gehängt hatten. Sicher nahm die Besatzung dort an, Schmuggler vor sich zu haben.

Den Zahn würden sie ihnen ziehen.

Eine Weile beobachtete Rapp das Schiff. Es kam nicht näher und fiel auch nicht weiter ab.

Als Rapp hinter sich ein Geräusch hörte, kreiselte er blitzschnell herum. Sofort hielt er die MPi schußbereit, doch es war nur einer der Werwölfe, der zu ihm kam.

Rapp wußte den Namen nicht. Die Bestien sahen nach der Verwandlung alle gleich aus. Der Wolf hatte sich aufgerichtet. Sein dunkles Fell glänzte naß. Gischt hatte ihn gebadet.

»Wir werden verfolgt«, sagte Rapp.

Ein drohendes Knurren war die Antwort.

Rapp grinste. »Keine Angst, ihr sollt euren Spaß haben.« Er schaute auf die Uhr.

Die Zeit war um!

Jetzt mußte er etwas unternehmen. Rapp wollte schon zu van Cleef zurückgehen, als er rein instinktiv noch einen Blick über das Meer gleiten ließ.

Da sah er das zweite Boot.

An der schäumenden Bugwelle erkannte Rapp, daß es mit hoher Geschwindigkeit fuhr und sich dem Fischtrawler von der Steuerbordseite näherte.

Ohne den zweiten Kahn richtig identifiziert zu haben, wußte Rapp, daß es ein Polizeiboot war.

Der Sergeant versteifte. Er wandte sich an den Werwolf, der neben ihm stand. »Lauf zurück und melde van Cleef, daß sich ein Polizeiboot nähert.«

Der Werwolf nickte und verschwand.

Einen Herzschlag später schaltete die Besatzung auf dem Polizeiboot einen Suchscheinwerfer an. Ein breiter Lichtstrahl gleißte auf, tanzte über die Wellen, wurde geschwenkt und riß den Trawler aus der Finsternis.

Selbst aus ziemlich großer Entfernung sah Rapp die Gestalten aufgeregt über Deck laufen. Obwohl der Trawler gesehen worden war, fuhr er unbeirrt weiter. Er steigerte seine Geschwindigkeit noch und näherte sich dem Marineboot.

»Die sind verrückt!« knurrte der Sergeant. »Sie schaffen es nie. Die ziehen uns mit rein. Verdammt!«

Ein zweiter Scheinwerfer warf seinen hellen Lichtteppich über das Wasser, und er streifte das Schnellboot mit den Werwölfen. Für den Bruchteil einer Sekunde wurde auch Sergeant Rapp von dem Schein gestreift. Er war jetzt froh, daß er seine Uniform trug, das hatten die Polizisten bestimmt gesehen.

Schon erklang das harte Kommando. Die Stimme verstärkt durch ein Megaphon hallte über das Wasser.

»Stoppen Sie die Maschinen!« Der Befehl galt dem Trawler. Er war mittlerweile von zwei Scheinwerfern eingefangen worden, fuhr jedoch unbeirrt mit Höchstgeschwindigkeit weiter. Dabei näherte er sich immer mehr dem Marine-Schnellboot.

Wütend preßte Rapp die Lippen zusammen. Das ging ins Auge, da war er ganz sicher. Und dann waren sie auch an der Reihe.

Die zweite Warnung schallte über das Wasser. Diesmal wurde damit gedroht, zu schießen.

Rapp sah, daß die Schmuggler in Höhe des Bugs standen und sich bemühten, einige Fässer und Kisten ins Wasser zu werfen. Vielleicht kamen sie damit durch, vielleicht aber auch nicht. Wie man es drehte und wendete, jetzt hing auch das Schnellboot mit drin.

Denn der nächste Befehl galt dem Marineschiff. Es trug die Bezeichnung TX204.

Und die wurde aufgerufen.

Die Polizisten baten um Amtshilfe.

Rapp fluchte. Wenn sie jetzt verschwanden, würden die Polizisten eine Großaktion auslösen. Eine Verfolgungsjagd.

Also mitmachen!

Rapp rannte in Richtung Brücke. Unterwegs schrie er den Wölfen zu, daß sie sich verstecken sollten.

Er merkte, wie die Geschwindigkeit sank. Van Cleef hatte schon reagiert.

Hastig riß Rapp die Tür zur Brücke auf.

Der riesige Werwolf drehte sich um. Seine Augen funkelten noch gnadenloser als sonst.

»Wir müssen es auf einen Kampf ankommen lassen«, sagte er hart.

Rapp nickte.

Van Cleef legte einen großen Hebel um. Ein Schild leuchtete in roter Schrift auf.

MASCHINEN STOPP

»Wenn sie Ärger machen, werden wir sie töten«, sagte van Cleef hart.

»Vielleicht gelingt es mir, sie abzulenken«, erwiderte der Sergeant, dem bei dem Gedanken, die Polizisten umzubringen, nicht wohl in seiner Haut war.

Van Cleef nickte. »Versuch es!«

Rapp ging wieder. Hart schlug er die Tür hinter sich zu. Er sah, daß der Trawler tatsächlich gestoppt hatte. Das Polizeiboot schob sich langsam näher.

Schattenhaft erkannte Rapp drei Gestalten auf dem Deck. Einer stand zumindest noch am Ruder.

Vier Gegner nicht gerade viel.

Das Polizeiboot drehte bei. Die Beamten waren zwar bewaffnet, hielten ihre Waffen jedoch nicht in den Händen. Sie rechneten nicht mit großem Widerstand. Normalerweise ergaben sich die Schmuggler auch schnell, aber die Werwölfe würden es nicht tun.

Rapp merkte, wie er vor Spannung zitterte und die Sucht nach einem Zigarillo immer größer wurde.

Er rauchte jedoch nicht.

Dann legte das Polizeiboot an…

***

Ich sah Bills Körper noch in der Luft, bekam so seine verzweifelte Rettungstat mit, dann entzog er sich meinen Blicken und tauchte in die graugrüne See.

Auch die beiden Werwölfe hatten Bills Tat mitbekommen. Sie waren sekundenlang geschockt und wollten wohl nicht glauben, daß jemand sein Leben in die Waagschale warf. Durch Bills riskantes Unternehmen waren die Bestien vorerst abgelenkt, denn sie wußten nun, daß sie es mit zwei Gegnern zu tun hatten, wovon einer bewaffnet war.

Aber würde Bill Conolly den Sprung überleben? Er war zwar ein ausgezeichneter Schwimmer, doch in dieser Bucht wuchsen zahlreiche Felsen und Riffe vom Grund aus hoch, und wenn Bill Pech hatte, dann sprang er auf solch einen Felsen.

Ich an Stelle der Werwölfe wäre geflohen, ihr Boot war immer

schneller als der beste Schwimmer. Aber das taten die beiden nicht. Sie blieben und schauten sowohl am Bug als auch am Heck über die Bordwand des Schlauchbootes.

Mich hatten sie vorerst vergessen.

Zum Glück.

Vor mir sah ich Hillers breiten Rücken. Ich versuchte mich wieder etwas aufzurichten. Dadurch geriet das Boot zwangsläufig in schaukelnde Bewegung. Hiller merkte dies und drehte sich um.

Er fauchte mir seinen Haß entgegen und schrie: »Freu dich nicht zu früh, wir packen euch beide!«

Ich sagte nichts, denn wenn ich ihn reizte, drehte er durch, und ich war noch immer gefesselt.

Aber Hiller entdeckte etwas anderes. Zwei Ruderstangen waren am inneren Rand der Bordwand mit Stricken befestigt. Zur Sicherheit, falls der Motor ausfiel.

Hiller machte seinen Kollegen darauf aufmerksam.

Der begriff sofort und packte die erste Ruderstange. Buck Hiller löste die zweite.

Jetzt hatte es Bill noch schwerer. Wenn er auftauchte, würden sie augenblicklich zustoßen. Der Motor war abgestellt worden, unser Boot schwamm jetzt in der langen Dünung. Die Strömung hatte es aus der kleinen Bucht herausgetrieben.

Wo war Bill?

Minuten vergingen, ich sah nichts von ihm. Und auch die beiden Werwölfe hatten ihn nicht entdeckt. Mittlerweile stellte ich mir die Frage, ob Bill es überhaupt geschafft hatte. Wenn nur die Fesseln nicht gewesen wären!

Dann schrie Hillers Kumpan auf. »Da ist er!«

Buck Hiller beugte sich noch weiter vor. »Wo?«

Die Pranke der anderen Bestie stieß nach vorn. Hiller drehte sich etwas, um besser sehen zu können. Er kam dabei dicht an mich heran.

Zum drittenmal versuchte ich es.

Und diesmal hatte ich Erfolg.

Beide Füße stieß ich in seinen Rücken. Der Stoß war so gewaltig, daß Hiller über Bord geschleudert wurde.

Ich hatte jetzt noch einen Gegner.

Der fuhr herum.

Er starrte mich an. Kalt und gnadenlos war sein Blick, und ich glaubte, tief im Innern seiner Pupillenschächte den Haß sprühen zu sehen.

Er hielt das Ruder in der Hand. Es bestand aus Holz und war ziemlich schwer. Eine gefährliche Waffe.

Die Bestie holte aus.

Schräg fegte das Ruderblatt auf mich zu. Ich glaubte das Pfeifen zu

hören, als es die Luft durchschnitt. Der Werwolf hatte sich hingekniet, und viel Wucht und Kraft in den Hieb gelegt. Er war sich seiner Sache sicher.

Nun kam es mir zugute, daß das Schlauchboot so breit war. Ich rollte mich zur Seite.

Und dies im letzten Moment.

Dicht neben mir hackte das Ruderblatt auf den hölzernen Boden des Schlauchbootes. Der Hieb war so hart geführt worden, daß die Ruderstange zerbrach.

Vor Wut heulte der Dämon auf.

Ich bekam kostbare Sekunden, die ich nutzen konnte, gab mir Schwung und saß. Aus dieser Lage versuchte ich auf die Knie zu kommen, was mir jedoch nicht gelang, da das Boot in der langen Dünung zu sehr schaukelte.

Ich hatte Mühe mit dem Gleichgewicht.

Der Werwolf aber drehte sich.

Jetzt hielt er die abgebrochene Ruderstange in der Hand. Beide Fäuste klammerte er um das Holz. Vor seinem Maul sprühte Geifer. Er wollte mich fertigmachen.

Aber auch außerhalb des Bootes wurde gekämpft. Ich vernahm einen wilden Fluch und mußte unwillkürlich grinsen, weil ich Bills Stimme erkannt hatte.

Er lebte also noch, dieser alte Eisenfresser.

Und das machte mir Mut.

Ich ließ die Bestie kommen. Als sie mit der Stange zustieß, warf ich mich zur Seite.

Diesmal jedoch nicht schnell genug. Das Holzteil bohrte sich in meine Hüfte, so daß ich vor Schmerz aufschrie und mir fast die Tränen liefen.

Der Werwolf röhrte triumphierend. Er hechtete auf mich zu. Gefesselt wie ich war, kam ich nicht rasch genug weg, und der massige Körper prallte auf mich.

Die Pranken griffen über meine Brust, näherten sich der Kehle und griffen zu.

Ich versuchte noch die Hände hochzureißen, doch es hatte keinen Zweck.

Der Werwolf war schneller. Ich kämpfte verzweifelt, wand mich unter seinem Griff, warf mich hin und her, doch er gab nicht nach.

Meine Kraft erlahmte. Ich merkte nicht das Schaukeln des Bootes, und obwohl ich die Augen weit geöffnet hatte, sah ich nur einen roten Schleier.

Urplötzlich bekam ich wieder Luft. Ich vernahm ein hartes Klatschen, hörte einen wilden Fluch und einen Schrei. Dann war eine andere Gestalt neben mir.

Bill Conolly.

»John!« keuchte er. Sein Haar hing ihm naß in die Stirn; er sah abgekämpft und erschöpft aus, aber seine Augen leuchteten.

Und dieses Leuchten, diese Hoffnung, durchströmte auch mich. Bill hielt das Taschenmesser schon in der Hand und kappte meine Handfesseln. Er wollte auch die Stricke an den Füßen durchtrennen, doch dazu kam er nicht mehr.

Der Werwolf griff ihn hinterrücks an, schlang seinen Arm um Bills Kehle und zog ihn zurück.

Bill Conolly verlor das Gleichgewicht. Gemeinsam mit der Bestie stieß er gegen die abgerundete Bordwand, bekam das Übergewicht und fiel ins Wasser.

Der Werwolf hatte nicht losgelassen. Er verschwand mit Bill Conolly in den Fluten.

Für meinen Freund sah es böse aus. Er hatte jetzt gegen zwei Bestien zu kämpfen. Ich säbelte verzweifelt an den Fußfesseln, denn Bill hatte das Messer zum Glück fallen gelassen. Ich achtete dabei auch nicht auf die Schmerzen, als das Blut mit ungeheurer Geschwindigkeit durch die Adern strömte. Die Arme und Beine waren zu lange gefesselt gewesen.

Ich durfte Bill nicht im Stich lassen und schüttelte die Schwäche kurzerhand ab. Etwas taumelnd lief ich zur Steuerbordseite des Schlauchbootes und ließ mich kopfüber in die See fallen.

Das Schwimmen bereitet mir Mühe. Noch wollten meine Arme und Beine nicht richtig arbeiten, aber ich gönnte mir nicht eine Sekunde Pause.

Ganz waffenlos war ich nicht. Den silbernen Dolch hatten sie mir gelassen oder ihn einfach übersehen.

Ich zog ihn.

Nur wo steckte Bill?

Bei Sonnenlicht kann man unter Wasser schon nicht viel erkennen, in der Dunkelheit jedoch ist die Sicht noch schlechter.

Ich schwamm ein paar Yards vor, weg von unserem Boot.

Da sah ich den Schatten.

Nein, zwei sogar. Einen größeren und einen kleineren. Der größere Schatten entpuppte sich als Bill mit seinem Bedroher, dem Werwolf. Der andere Schatten war Hiller.

Er schwamm auf die beiden zu.

Ich kam von der anderen Seite. Noch hatte mich Buck Hiller nicht gesehen. Dabei hoffte ich nur, daß es noch eine Weile so blieb.

Wie lange Werwölfe unter Wasser bleiben können, wußte ich nicht. Ich hoffte, nicht länger als Menschen.

Das waren Ideen, die mir in Bruchteilen von Sekunden durch den Kopf schossen. Dann hatte ich keine Zeit mehr zum Denken. Ich mußte handeln und kämpfen.

Ich war schneller und erreichte die Kämpf enden als erster. Noch vor Buck Hiller.

Bill hing wie eine Puppe in den Armen der Bestie. Er machte zwar noch Schwimmbewegungen, aber die waren mehr als lahm.

Der Werwolf sah mich zuerst.

Plötzlich ließ er Bill los.

Der Reporter schwebte im Wasser und sank dann langsam in die Tiefe. Ich wollte ihm nach, aber die verdammten Bestien griffen mich an. Hiller hielt sich noch zurück, da er etwas weiter entfernt war. Dafür streckte sein Artgenosse die Pranken aus.

Ich machte eine Rolle vorwärts und tauchte unter den zupackenden Klauen hinweg. Dann riß ich meinen rechten Arm hoch und stach von unten her mit dem geweihten Dolch zu.

Ich merkte, wie der Werwolf zusammenzuckte. Im nächsten Moment wühlte er mit Armen und Beinen das Wasser regelrecht auf und traf mich an der Schulter.

Ich wurde zurückgeworfen, fing mich jedoch sofort und tauchte in die Tiefe.

Ich mußte Bill hochholen.

Vier Schwimmstöße brachten mich einige Yards weit, und plötzlich sah ich das dunkle Etwas dem Meeresboden entgegentrudeln. Sofort glitt ich näher heran. Aus Bills Nase perlten ein paar Luftblasen. Dann aber hatte ich ihn.

Wie ein Baby fing ich ihn auf.

Auch mir wurde inzwischen die Luft knapp, aber ich gab nicht auf, strampelte mit den Beinen und schwamm der Oberfläche entgegen. Wenn mich Hiller jetzt entdeckte, konnte er uns beide erledigen, doch zum Glück waren wir etwas weiter vom Kampfplatz abgekommen, so daß wie bei dieser schlechten Sicht nicht so leicht zu entdecken waren.

Kurz bevor meine Lungen platzten, tauchte ich auf. Weit öffnete ich den Mund, saugte die Luft ein und zah zu, daß Bills Kopf über Wasser blieb.

Das war ziemlich schwierig, denn die lange Dünung schaukelte uns hin und her. Manchmal spritzten Wellen über. Ich bekam Wasser in den Mund, hustete und keuchte, während ich Bill weiterhin festhielt.

»Wir schaffen es!« japste ich, »wir schaffen es, Bill!«

Ich machte mir selbst Mut, ich durfte nicht aufgeben. Immer wieder fuhr eine Welle über das Gesicht meines Freundes, und mir fiel es von Sekunde zu Sekunde schwerer, mich und den guten Bill über Wasser zu halten.

Wo war das Boot?

Ich schaute in die Runde.

Nicht weit von uns entfernt höchstens fünf Yards – schaukelte es auf

dem Wasser.

Die Strecke schaffte ich auch noch. Ich legte mich auf den Rücken, arbeitete mit den Beinen, während ich meine Hände unter Bills Schultern gelegt hatte und ihn so weiterzog.

Mit dem Kopf zuerst stieß ich gegen den dicken Gummiwulst des Schlauchboots.

Ein Griff mit der linken Hand, und ich hielt mich am Boot fest. Mit der rechten hievte ich den Reporter hoch. Fast wäre er mir an der nassen glatten Außenwand abgerutscht, doch im Nachgreifen bekam ich ihn zu packen und hievte ihn in das Schlauchboot. Er fiel auf den Bauch und blieb auch so liegen.

Ich wollte ebenfalls ins Boot, doch da war plötzlich der zweite Werwolf unter mir.

Er packte meine Beine.

Meine Hände, die schon den Bootsrand gepackt hielten, rutschten ab. Ich kam gerade noch dazu, tief Luft zu holen, dann riß mich Hiller in die Tiefe.

Den Dolch hatte ich bei meiner Rettungsaktion wieder weggesteckt. Nun holte ich ihn hervor.

Jetzt bewies mir der Werwolf, welch eine Kraft in ihm steckte. Er riß mich mit einer ungeheuren Geschwindigkeit in die Tiefe, als wäre der Gegendruck des Wassers überhaupt nicht vorhanden. Bevor ich mich fangen konnte, waren bereits einige Sekunden vergangen.

Ich wollte mich zusammenkrümmen, doch ich bekam die Beine nicht hoch, denn Hiller hielt eisern fest.

Also beugte ich den Oberkörper nach vorn. Und zwar so weit, daß ich mit ausgestrecktem Arm meinen Fuß berühren konnte. Bei der Übung hatte ich das Gefühl, mein Rücken würde brechen. Jetzt kam ich mit dem silbernen Dolch an seine Hand.

Das merkte Hiller. Im letzten Moment zog er seine Klaue weg, und bevor ich die andere verletzen konnte, ließ er mich los.

Das hatte ich erreichen wollen!

Ein schneller Schwimmstoß brachte mich weg von ihm. Da ich der Bestie den Rücken zuwandte, mußte ich mich rasch umdrehen. Eine Wende brachte mich in die richtige Stellung.

Buck Hiller floh.

Er wußte jetzt, daß ich den Dolch besaß. Bevor ich ihn erneut attackieren konnte, strebte er der Oberfläche entgegen.

Ich schwamm ihm hinterher.

Von dem zweiten Werwolf sah ich nichts mehr. Er war sicherlich von der Strömung abgetrieben worden. Vielleicht hatte ich ihn voll mit meinem silbernen Dolch erwischt.

Beide Arme streckte ich weit aus und ruderte nur mit den Beinen. Wie ein leichter Korken, so durchstieß mein Kopf die

Wasseroberfläche.

Luft! Herrliche kühle Luft! Ich atmete sie gierig ein. Rechts von mir tauchte der Werwolf aus der Tiefe. Sein Fell glich einem nassen Lappen. Nur die Augen leuchteten weiterhin.

Eine lange Welle rollte heran, hob mich hoch und trieb mich in das Wellental. Hiller machte die Bewegung mit, und plötzlich sah ich Angst in seinen Augen leuchten.

Zum erstenmal…

Da wußte ich, daß ich ihm gewachsen war.

Ich schwamm auf ihn zu. Langsam, im Bruststil, nicht mit kraftvollen Kraulstößen.

Würde er sich stellen?

Ja, Hiller konnte nicht anders. Er wollte eine Entscheidung herbeiführen.

Mein rechter Arm tauchte aus dem Wasser. Fest hielt ich den Dolch umklammert, dann jagte ich ihn nach unten.

Diesmal hatte er aufgepaßt. Blitzschnell fing er meinen Arm ab. Die Hand klatschte ins Wasser. Hiller wollte sofort zugreifen, doch ich zog sie hastig weg.

Dann kam sein Angriff. Er warf seinen Oberkörper aus dem Wasser, wollte sich selbst wie eine gewaltige Woge auf und über mich stürzen, doch ich war schneller.

Ich tauchte blitzschnell.

Hiller glitt über mich hinweg.

Wieder stieß ich mit dem Messer zu. Ich mußte ihn ausschalten, denn er war kein Mensch mehr, sondern eine Bestie, die sich auf Unschuldige stürzte und keinen Unterschied zwischen Mann, Frau oder einem Kind machte.

Ich fehlte, da er die Beine anzog. Das Messer berührte nur sein Fell.

Schon schoß ich wieder an die Oberfläche.

Auch der Werwolf tauchte auf.

Ich hatte zwei Sekunden gewonnen. Bevor er sich das Wasser aus den Augen schütteln konnte, war ich über ihm.

Hoch fuhr meine Hand aus dem Wasser, dann rammte sie nach unten. Der Dolch blitzte auf und zog eine Kette aus Luftblasen hinter sich her.

Buck Hiller zückte zusammen. Plötzlich färbte sich das Wasser in meiner unmittelbaren Nähe rot. Hastig schwamm ich aus diesem Bereich.

Buck Hiller, der Werwolf, war tödlich getroffen. Das Silber zerstörte seinen unheiligen Körper.

Er kämpfte noch verzweifelt, doch er kam gegen die Macht des geweihten Silbers nicht an.

Buck Hiller verging.

Ein letztes Mal wälzte er sich auf den Rücken, das Wasser trüg ihn dabei, und aus seinem weit geöffneten Rachen drang ein klagendes Heulen, das langsam erstarb. Nur noch das Rauschen der Wellen war zu hören.

Ich schwamm zurück zum Boot.

Obwohl es nur wenige Yards waren, kam mir die Strecke doppelt so lang vor. Schließlich hatte ich die wulstige Gummibordwand erreicht. Es bereitete mir ungeheure Mühe, die Arme aus dem Wasser zu heben und mich festzukrallen. Plötzlich spürte ich die Erschöpfung, die Müdigkeit, aber ich gab nicht auf. Die Sorge um Bill trieb mich nach vorn, und ich mobilisierte die letzten Reserven.

Auf einmal wurde es schwarz vor meinen Augen. Ich weiß nicht mehr, wie ich in das Boot gekommen bin. Als ich meine Sinne wieder beisammen hatte, sah ich Bill Conolly vor mir liegen.

Mühsam stemmte ich mich hoch.

»Bill, Bill…«

Keine Antwort. Ein heißer Schreck durchzuckte mich, so daß ich die Kälte kaum spürte. Ich kroch zu meinem Freund hin, faßte ihn unter beide Schultern und hievte ihn hoch.

Ein Schwall Wasser, zusammen mit Erbrochenem, drängte aus seinem geöffneten Mund.

Ich wälzte Bill auf den Rücken, fühlte nach seinem Herzschlag und erschrak.

Nichts oder?

Beim zweiten Versuch merkte ich, daß sein Herz schlug. Aber ungeheuer schwach. Bill sah fast aus wie eine Wasserleiche. Wenn mich nicht alles täuschte, lag ein bläulicher Schimmer auf seinem blassen Gesicht.

Wiederbelebungsversuche! Das war das einzige, was ihn noch retten konnte.

Zum Glück hatte ich in den Erste-Hilfe-Kursen nie gefehlt, und ich machte so etwas auch nicht zum erstenmal.

Bill lag jetzt auf dem Rücken. Ich packte seine Handgelenke, hebelte die Arme hoch, kreuzte sie vor der Brust und vergaß zwischendurch auch nicht die Mund-zu-Mund-Beatmung. Wie lange ich in dem schwankenden Boot gesessen hatte, wußte ich nicht zu sagen. Ich fror trotz des schneidenden Windes nicht mehr, denn die harte Arbeit brachte auch mich ganz schön ins Schwitzen.

Würde ich Erfolg haben?

Ja, ich schaffte es.

Am liebsten hätte ich einen Jubelschrei ausgestoßen, als Bill Conolly plötzlich seine Augenlider bewegte. Sie begannen zu flattern, er öffnete die Augen und schaute in mein Gesicht.

Ich grinste.

Bill brauchte einige Zeit, um zu sich selbst zu finden. Dann krächzte er: »Im Himmel bin ich nicht, denn dann hatte ich dein dummes Gesicht nicht vor mir gesehen.«

Ich zeigte auf das Meer. »Willst du gleich wieder über Bord?«

»Nein, laß mal, da ist es mir zu naß. Und wasserscheu war ich schon immer.« Dann wurde er ernst. »Haben wir es geschafft, John?«

Ich nickte.

»Und die Werwölfe?«

»Sind ausgeschaltet.«

Bill hustete. »Als mich der Kerl in die Tiefe zog, dachte ich, es wäre aus. Der hatte Kraft…«

Ich reichte ihm die Hand. »Los, wir müssen an Land und uns andere Sachen anziehen.«

»Wo sind wir hier überhaupt?« fragte der Reporter.

Ich schaute über die wogende See. Die beiden Türme am Eingang der Bucht waren gar nicht mehr zu sehen, so weit hatte uns die Strömung abgetrieben.

Ich lächelte. »Zum Glück brauchen wir nicht zu rudern. Das Ding hier hat einen Außenborder.«

Ich bewegte mich zum Heck hin, kippte das Ruder in die See und zog an der Schnur.

Knatternd sprang der Außenborder an.

Ich blieb am Ruder, während Bill sich hinlegte. Er hatte die Pause verdient.

Das Schlauchboot drehte. Im direkten Kurs hielt ich auf die Bucht zu.

Schon bald waren die Türme zu erkennen. Das Wasser wurde wilder, es schäumte auf, unser Boot tanzte manchmal auf den Wellen, wurde von Strudeln gepackt, und ich hatte alle Mühe, es auf dem richtigen Kurs zu halten.

Dann hatte ich die gefährlichen Klippen geschafft. Beide atmeten wir auf.

Das Wasser beruhigte sich.

Plötzlich hörten wir die Stimmen. Lichter blitzten am Strand, wurden geschwenkt; ein Scheinwerferstrahl erfaßte uns, und wir vernahmen die Stimmen des Commanders.

»Da sind Sie ja!«

Deutlich war auch auf diese Entfernung die Erleichterung herauszuhören.

Schon bald schrammte das Schiff über weichen Sand. Hilfreiche Hände streckten sich uns entgegen. Die Männer halfen auf meine Anordnung hin zuerst Bill Conolly aus dem Boot. Plötzlich waren auch Decken da. Sie wurden Bill und mir über die Schultern gelegt.

Commander Stafford erwartete uns. Persönlich überreichte er Bill und mir die Whiskyflasche.

Beide nahmen wir einen tiefen Zug.

»Schätze, daß Sie uns einiges zu erzählen haben«, sagte der Commander.

Ich nickte. »Worauf Sie sich verlassen können!«

Die Soldaten umstanden uns staunend. Sie schauten uns an, als wären wir von den Toten auferstanden, was im Prinzip gar nicht so falsch war, denn wir hatten uns manchmal mehr tot als lebendig gefühlt.

Bruce Stafford schlug mir auf die Schulter. »Wir haben alle noch einmal großes Glück gehabt«, sagte er. »Wenn der Plan gelungen wäre, ständen wir jetzt nicht hier.«

»Wieso?« fragten Bill und ich aus einem Mund. Dann aber schlug sich Bill gegen die Stirn.

»Meinen Sie die Bomben, Commander?«

»Genau.«

»Welche Bomben?« fragte ich.

»Das erkläre ich Ihnen im Wagen. Es wird Zeit, daß Sie trockene Sachen anbekommen, sonst holen Sie sich noch eine Lungenentzündung.«

Da hatte Stafford recht.

Sein Fahrzeug war ein Austin. Der Fahrer wartete hinter dem Lenkrad. Er sah uns kommen, stieg aus und öffnete die Türen. Zu dritt nahmen wir im Fond Platz.

Stafford gab den Befehl zur Abfahrt.

»Well, meine Herren«, sagte er, und dabei klang seine Stimme leicht belegt. »Wir haben buchstäblich auf einem Pulverfaß gesessen, denn unsere Gegner hatten das Camp vollständig vermint.«

»Ist irgend etwas geschehen?« erkundigte ich mich besorgt.

»Nein, zum Glück nicht. Wir haben die Bomben mit unseren modernen Geräten alle finden und entschärfen können. Aber es ging um Minuten. Die letzten haben wir auf unseren Schnellbooten gefunden. Die sollten auch explodieren. Van Cleef wollte eben all seine Spuren verwischen.«

»Ja, er ist eine Bestie«, sagte ich.

»Aber wie kommt er dazu?« fragte der Commander.

Ich hob die Schultern. »Da kann man nur raten. Wahrscheinlich waren es die Wölfe und deren Bisse, die van Cleef so verändert haben. Aber das sind Spekulationen.«

»Werwölfe. An so etwas habe ich nie geglaubt. Und ich will auch jetzt nicht daran glauben. Erst wenn ich einen gesehen habe, wenn er vor mir steht, dann glaube ich Ihnen.«

»Wünschen Sie sich das nicht, Commander«, erwiderte ich.

»Aber was bezwecken diese Werwölfe damit?«

Ich gab eine ausweichende Antwort, wollte ihm nichts von den

Dämonen mitteilen, die die Welt nach ihrem Vorbild zu verändern suchen.

Mehrmals schon hatten wir Wachtposten passiert. Stafford hatte wirklich alle Soldaten auf die Beine gebracht. Als wir ins Camp einrollten, fragte er: »Was wollen Sie jetzt unternehmen, Mr. Sinclair?«

»Erst einmal mit London sprechen.«

»All right.«

Das Gespräch führte ich in der Kommandeursbaracke. Zunächst rief ich bei Scotland Yard an. Dort fragte ich nach, ob irgendwelche Meldungen eingegangen waren, die auf eine Aktivität der Werwölfe schließen ließen. Es lag nichts vor. Alle Reviere, die verpflichtet waren, jeden Fall automatisch dem Yard zu melden, hatten von dieser Sache nichts gehört.

Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Bill Conolly betrat das Commandeurszimmer. Er hatte unsere Zivilkleidung geholt. Ich war ihm dankbar dafür und zog mich sofort um.

Stafford saß bleich hinter seinem Schreibtisch und hatte das Kinn in beide Hände gestützt. Er machte sich am meisten Sorgen um Susan Howard. Auch Bill und mir ging das Girl nicht aus dem Kopf. Ich hoffte nur, daß wir Susan unverletzt befreien konnten.

In der Privatdusche des Commanders spülten wir Uns das Salzwasser vom Körper. Als Bill meine nackte Brust sah, wurden seine Augen groß.

»Was ist?« fragte ich.

»Das Kreuz, John. Wo hast du das Kreuz?«

Da fiel mir ein, daß ich Bill nichts erzählt hatte. Ich berichtete ihm, daß mir dieser Sergeant Rapp meine wertvollste Waffe gestohlen hatte.

Bill Conolly wurde blaß. »Dann haben die Bestien schon einen Teilsieg errungen«, murmelte er.

»Mal den Teufel nicht an die Wand«, erwiderte ich und schlüpfte in meinen Parka.

Der Commander hatte uns ein Boot bereitstellen lassen. Es war ein schneller, unbewaffneter Küstenflitzer. Von Bill bekam ich meine Waffe zurück.

Stafford begleitete uns bis zum Hafen. Bill und ich nahmen keinen Soldaten mit. Mit dem Boot wurden wir auch allein fertig.

Ich hielt das Steuer. Satt brummten die beiden PS-starken Motoren. Hinter dem Heck bildete sich eine breite Schaumspur, als wir die Hafenanlage verließen und neuen Abenteuern entgegenfuhren…

***

Vom Polizeiboot aus wurde eine Leine auf das Deck des anderen

Schiffes geworfen.

Dann sprang einer der Männer über, pullte die Leine fest, während zwei seiner Kollegen sich schon an die Durchsuchung des Schmugglerschiffes machten.

Die Meerbanditen leisteten keinen Widerstand. Sie hoben sogar gehorsam die Hände und ließen sich nach versteckten Waffen abklopfen.

Die Polizisten fanden nichts.

Sie stellten jedoch Schmugglerware sicher. Mehrere Kisten und Fässer. Noch an Deck des Bootes wurden die Fässer geöffnet.

Benzin!

Die Schmuggler hatten tatsächlich Benzin geladen. In den Kisten fanden die Polizisten Zigaretten. Diese Schmuggler gehörten nicht zu der gefährlichen Sorte.

Sergeant Rapp beobachtete. Keiner der Polizisten hatte sich um das Schnellboot gekümmert. Rapp hoffte nur, daß es so blieb. Der auf dem Küstenwachboot zurückgebliebene Polizist bekam die Aufforderung, das Schmugglerboot in Schlepp zu nehmen. Der Mann manövrierte den Polizeikahn vor das Boot, nachdem das Tau gelöst worden war.

Rapp wurde immer ruhiger. Es schien alles zu klappen.

Hin und wieder warfen die Polizisten dem Sergeant einen Blick zu oder winkten.

Rapp grüßte jedesmal zurück.

Durch ein Megaphon wurde er direkt angesprochen. »Wir bedanken uns, daß Sie uns passive Unterstützung geleistet haben. Und weiterhin Gute Fahrt.«

Rapp schrie sein »Danke« und winkte zum Polizeiboot hinüber.

Zwei Beamte waren auf dem Schmugglerboot geblieben, das jetzt in Schlepp genommen wurde.

Der Sergeant wartete, bis die beiden Boote weit genug entfernt waren und ging dann zurück zur Brücke.

Van Cleef grinste ihn an. »Ich habe alles mit angesehen«, sagte er.

Rapp nickte. »Noch mal Glück gehabt.«

Der Werwolf hob die breiten Schultern. »Wir hätten sie zerrissen«, knurrte er.

Rapp zuckte zusammen, quälte sich dann jedoch ein Lächeln ab und nickte.

»Ich sehe mal nach dem Mädchen«, sagte er.

»Tu das.«

Rapp verschwand. Unter Deck traf er die übrigen Werwölfe. Hier gab es auch einige kleine Kabinen. In einer war Susan Howard untergebracht worden.

Rapp hatte den Schlüssel.

Rechts neben sich sah er einen Schatten. Er drehte den Kopf.

»Willst du allein hineingehen?« fragte der Werwolf.

»Ja.« Der Sergeant schloß auf. Gleichzeitig begannen die Maschinen des Bootes anzulaufen. Der Schiffskörper vibrierte einen Augenblick, dann nahm das Boot Fahrt auf.

Der Sergeant betrat die Kabine.

Sie war winzig. Ein kleiner festgeschraubter Tisch stand darin, vor der Wand eine Liege, und von der Decke hing eine Hängelampe. Die einfache Glühbirne war durch ein Fliegengitter gesichert.

Su war nicht gefesselt. Sie richtete sich auf, als Rapp die Kabine betrat.

Der Sergeant schloß die Tür.

Das Mädchen hatte geweint. Man sah es an ihren feuchten Augen. Auch jetzt hatte sie Mühe, die Tränen zu unterdrücken. Ängstlich schaute sie Rapp an.

Der Sergeant klopfte gegen den Schaft seiner Maschinenpistole. »Du weißt, daß du Ärger bekommen kannst, wenn du Schwierigkeiten machst.«

»Warum quälen Sie mich?« fragte Susan Howard mit erstickter Stimme.

»Das darfst du mich nicht fragen.« Rapp lachte. »Dein Freund van Cleef will was von dir.«

»Er ist nicht mein Freund. Er ist eine Bestie… ein…« Ihre Stimme versagte.

Rapp mußte lachen. »Ja, ich kann mir vorstellen, daß es für dich nicht angenehm sein wird, mit ihm zu…«

»Hören Sie auf!« schrie das Girl.

»Schon gut, Süße, schon gut.«

Susan Howard zog die Beine an und verkroch sich auf die äußerste Ecke der Liege. Dort preßte sie ihren Rücken gegen die Kabinenwand und starrte Rapp ängstlich ins Gesicht.

Der Sergeant grinste. »Ich wollte dir nur sagen, Süße, daß du keine Chance hast. Also versuche erst nicht, einen Fluchtversuch zu unternehmen, denn dann kann niemand mehr die Wölfe halten. Und du weißt, welch einem Trieb sie gehorchen.«

Su nickte. »Aber… aber können wir uns denn nicht verständigen?« fragte sie flüsternd. »Ich meine, Sie… Sie sind doch ein Mensch wie ich, während die anderen zu Bestien…«

»Rede nicht weiter. Ich stehe auf der anderen Seite. Und da bleibe ich auch.«

Das Girl gab nicht auf. »Warum denn, Sergeant? Warum stehen Sie auf der anderen Seite? Das sind doch keine Menschen, das sind Bestien, grausame Tiere.«

»Man bietet mir sehr viel«, lautete die Antwort.

»Und was bietet man Ihnen?«

»Geld!«

Susan Howard lachte bitter auf. »Was ist schon Geld, wenn man dafür seine Gesinnung verkauft!«

»Geld ist viel, es ist alles, wenn man es hat. Man kann sich alles leisten. Frauen, gute Kleidung, teure Autos. Ein herrliches Leben bietet mir das Geld.«

»Wer gibt es Ihnen?«

»Meine Freunde!«

»Haben Werwölfe Geld?« Die Frage klang spöttisch. »Woher wollen sie es nehmen?«

»Unsere Pläne werde ich dir nicht verraten, Puppe.« Der Sergeant wandte sich zur Tür, Für ihn war das Gespräch abgeschlossen. Bevor er die Kabine verließ, drehte er sich, noch einmal um. »Mach nur keinen Unsinn, Süße. Wenn du versuchst, dich zu befreien, wirst du sterben!« Mit diesen Worten knallte er die Tür hinter sich zu und betrat den schmalen Gang, wo noch immer der Werwolf stand.

»Gib gut auf sie acht!« befahl Rapp.

Die Bestie öffnete ihr Maul und zeigte die scharfen Zähne. Das war Antwort genug.

Auf Deck traf den Sergeant wieder der kalte Wind. Das Boot näherte sich bereits der Themse. Inzwischen waren die beiden Uferseiten zusammengerückt. Selbst in der Dunkelheit konnte man sie sehen. Sie glichen grauen Streifen.

Bis London waren es noch rund vierzig Meilen. Während der Fahrt würden sie einige Städte und Dörfer passieren.

Das Wasser gurgelte schmatzend an der Bordwand entlang. Der Sergeant spie in den Fluß. Er steckte eine Hand in die Hosentasche. Seine Finger fühlten etwas Kaltes, Metallenes.

Das Kreuz!

Rapp zog es hervor und betrachtete es sinnend. Er ließ es dabei vor seinen Augen pendeln und spielte auch mit dem Gedanken, es kurzerhand ins Wasser zu werfen.

Doch dann sagte er sich, daß es vielleicht gut war, wenn er es behielt. Die Werwölfe hatten eine höllische Furcht vor diesem silbernen Talisman. Wenn die Sache nicht so lief, wie man es sich vorgestellt hatte, konnte das Kreuz vielleicht noch einmal sehr wichtig für ihn werden.

Rapp steckte es wieder ein.

Mit sich und der Welt zufrieden, wandte er sich wieder der Brücke zu. Noch zwei Stunden Fahrt, dann hatten sie ihr Ziel erreicht. In den Morgenstunden wollten sie in London einlaufen und dort eine Hölle entfachen…

***

Captain George Miller schaute die zwölf Männer an, die vor ihm saßen.

Es waren ausgesuchte Beamte der Rauschgiftpolizei, im Volksmund Heroin-Bobbys genannt. Diese Truppe war vor drei Jahren gebildet worden, als London von einer Rauschgiftwelle überschwemmt wurde.

Immer mehr Jugendliche wurden drogenabhängig. Und die Dealer verdienten an den Süchtigen.

Die Bosse aber lachten sich ins Fäustchen. Ihre Villen wurden immer prächtiger. Das so verdiente Geld legten sie gewinnbringend an, finanzierten damit ihre legalen Tarngeschäfte und führten ein Leben in Saus und Braus.

Die Polizei war machtlos. Sie schaffte es nicht, der Flut des Rauschgiftes Herr zu werden. Zwar gingen hin und wieder einige Dealer ins Netz, doch die Spur zu den Bossen blieb versperrt.

Das wurde erst anders, als die Sonderkommission auf den Plan trat. Diese Truppe war speziell ausgebildet worden, kannte sämtliche Tricks und Kniffe und trat nie in Uniform auf. Manchmal wirkten sie wie die letzten Penner aus Soho, und gerade diese Tarnung war der Wegbereiter für den außergewöhnlichen Erfolg der Truppe.

Allerdings hatten zwei Polizisten im Dienst ihr Leben lassen müssen. Rauschgifthändler kennen kein Erbarmen.

Captain George Miller wußte, welche Verantwortung ihm mit der Sondertruppe aufgebürdet worden war. Trotz seiner fünfundvierzig Jahre sah er um zehn Jahre älter aus. Zwei harte Falten durchzogen sein Gesicht von den Nasenflügeln bis hin zu den Mundwinkeln. Aber die Augen unter dem braunen Haar blickten nach wie vor klar und scharf. Darin stand der unbändige Wille zu lesen, das Verbrechen überall dort zu bekämpfen, wo es auftrat.

Miller war kein Mann, der die Verbrecher haßte, er verachtete das Verbrechen. Trotzdem fiel es ihm oft schwer sich zu beherrschen, wenn er die Dealer vor sich sah, die arrogant und spöttisch ihre Anwälte riefen und nach wenigen Tagen Haft durch eine Kaution auf freien Fuß gesetzt wurden. Diese Anwälte fanden immer wieder eine Lücke im Gesetz, Sie konnten aber nichts machen, wenn der Dealer auf frischer Tat ertappt wurde.

Die Truppe hoffte, einen dieser Dealer in der Nacht zu fangen. Er hieß Mel Djaffir und war Libanese.

In London arbeitete er offiziell als Geschäftsmann. Er verkaufte orientalische Antiquitäten aus seiner Heimat und hatte einen kleinen Laden in Soho.

Es war seine Tarnexistenz. In Wahrheit, so hatte die Rauschgift-Brigade in mühevoller Kleinarbeit herausbekommen, gehörte Djaffir zu den Großhändlern in Sachen Heroin.

Captain Miller hatte seine Leute in wenigen Worten über den

Rauschgiftboß informiert und bat nun einen der Männer, den Raum zu verdunkeln.
Die Rollos fuhren herab.
Letzte Zigaretten wurden ausgedrückt. Ein Ventilator an der Decke quirlte den Rauch durcheinander. Die Leinwand war ausgefahren worden, der Projektor startbereit.
Es wurde ruhig.
Captain Miller trat etwas zur Seite, damit er mit seinem Körper nicht die Leinwand verdeckte.
»Bitte fangen Sie an, Harry!«
Der Angesprochene schaltete den Apparat ein. Das leise Summen übertönte das Atmen der Menschen.
Das erste Bild erschien.
Es zeigte einen etwa dreißigjährigen Mann mit hagerem Gesicht und einem dunklen Oberlippenbart. Die Nase stand wie ein gekrümmter Geierschnabel hervor, die Lippen waren kaum zu sehen.
»Das ist Mel Djaffir, meine Herren«, erklärte der Captain. »Jeder von Ihnen sollte sich dieses Bild genau einprägen, denn um diesen Mann geht es.«
Das Foto blieb zehn Sekunden auf der Leinwand. Dann erschien ein anderes Bild.
Das Bild einer leicht bekleideten Frau.
»Hier sehen Sie Suleika Namine. Ehemalige Stripteasetänzerin in einem Londoner Privatclub. Sie ist Djaffirs Freundin, stammt wie er aus Beirut und arbeitet gern mit Giftnadeln.«
Suleika trug auf dem Foto einen roten durchsichtigen Schleier. Ihr Gesicht lag frei.
Das Bild wechselte.
Bei dem folgenden Foto begannen einige Polizisten trocken zu schlucken, denn der Typ sah aus wie ein persischer Schwertkämpfer.
»Hassan Le Duc«, sagte Miller. »Er stammt aus Marokko. Hat in der Legion gekämpft und sich dort durch besonders eifrigen Einsatz ausgezeichnet. Es ist Djaffirs Leibwächter, trägt nie Schußwaffen bei sich, sondern verläßt sich auf seinen Krummsäbel, den er meistens unter dem Jackett verborgen hält.«
Das Bild verschwand.
Es wurde wieder hell im Raum, und Miller trat vor die Leinwand. Er stützte seine Hände auf einen Tisch und schaute die vor ihm sitzenden Männer ernst an.
Niemand sagte etwas.
Miller übernahm das Wort. »Sie wissen nun, mit wem Sie es zu tun haben, Gentlemen. Diese Leute werden sich bestimmt in Djaffirs Nähe befinden. Wie viele Personen er sonst noch um sich herum versammelt hat, weiß ich nicht.«

Aus der ersten Reihe meldete sich ein schwarzhaariger Mann mit Vollbart. »Wo können wir diesen Halunken erwischen?«

Miller nickte. »Auf diese Frage habe ich gewartet, und deshalb habe ich Sie hierhergerufen. Durch einen Tip haben wir herausbekommen, daß sich Mel Djaffir in dieser Nacht eine neue Heroinladung abholen will. Und zwar an der Themse. Der Großdealer wird kommen, und wir werden ihn erwarten. Das ist alles.«

Die Männer schwiegen. Sie kannten ihren Chef. Miller war ein Mann, der nie viele Worte machte und nur soviel erklärte, wie eben nötig war. Wichtig waren die Bilder gewesen. Und die wurden auch noch einmal vorgeführt.

Danach kam Miller noch zu den Einzelheiten. An der Wand hing eine Spezialkarte, die den Flußlauf der Themse zeigte: Und zwar die Region nördlich der Riesenstadt London, wo die Themse sich durch eine flache, auenähnliche Landschaft schlängelte.

An den Ufern gab es noch alte Bunker aus dem zweiten Weltkrieg. Und einer dieser Bunker sollte das Heroin enthalten, welches von Djaffir und seinen Männern abgeholt wurde. Die genaue Lage des Bunkers war der Polizei zwar bekannt, aber sie wollten nicht nur das Heroin, sondern auch den Dealer. Er sollte auf frischer Tat ertappt werden.

Der Kapitän des libanesischen Frachters, der das Rauschgift an Bord hatte, stand bereits unter Beobachtung und sollte ebenfalls verhaftet werden. »Ein großer Schlag gegen die Rauschgiftszene in London«, verkündete Captain Miller zum Schluß. »Ich hoffe, daß es uns in einem Handstreich und vor allen Dingen unblutig gelingen wird, Djaffir zu überwältigen.«

Damit waren auch die Leute der Rauschgifttruppe einverstanden. Natürlich rechnete jeder mit Schwierigkeiten, allerdings nicht mit einem Schiff voller Werwölfe, das sich langsam der bezeichneten Stelle näherte…

***

»Wenn wir es nicht schaffen sollten, das Boot noch vor London einzuholen, werden wir eine Polizeiaktion einleiten«, sagte ich zu Bill, der neben mir stand.

Der Reporter nickte. Dann meinte er »Willst du Suko Bescheid geben?«

»Kommt auf die Situation an. Im Moment brauchen wir ihn nicht.« Ich grinste. »Er hat seinen Schlaf verdient.«

»Fragt sich nur, ob Shao damit einverstanden ist. Wenn sie Suko schon mal in der Nacht bei sich hat, wird sie sicherlich nicht schlafen wollen.«

»Du hast mal wieder Nachtischgedanken.«

»Nein, Nachtgedanken.«
Ich lachte. »Meinetwegen auch das.«
Die Frotzelei tat gut, nach all den überstandenen Abenteuern. Wir hatten uns auch wieder einigermaßen erholt, und mit dem Boot kam ich ausgezeichnet zurecht.
Ich warf einen Blick auf meine Rolex.
Schon zwei Uhr durch.
Die Zeit rannte.
»Kannst du noch mehr Speed geben?« fragte Bill, »sonst holen wir die Kerle nie ein.«
Ich versuchte die Geschwindigkeit zu erhöhen, doch die Motoren hatten bereits ihre Leistungsgrenze erreicht. Der scharfe Bug des Boots zerschnitt die Wellen wie sie kamen. Gischt spritzte nach links und rechts weg und hüllte uns ein wie ein feiner Nebel. Die Wischer arbeiteten unterbrochen, damit die breite Scheibe freiblieb.
Die offene See hatten wir längst hinter uns gelassen. Wir fuhren bereits durch den Sund, der sich, von London aus gesehen, hinter der Flußmündung anschloß. Hier war die Dünung nicht mehr so stark, und unser Boot lag gut im Wasser.
Schiffsverkehr herrschte überhaupt nicht. Aber bald, und das wußte ich, würden die ersten Fischer auftauchen, um zu ihren Fanggründen zu fahren. Hoffentlich kam keinem von ihnen das Boot mit den Werwölfen in die Quere. Denn nicht zuletzt waren es Fischer gewesen, die uns überhaupt erst auf die Spur gebracht hatten.
Oft schaute Bill Conolly durch das Glas, ob er nicht doch eine Spur des Schiffes entdeckte, aber ohne Erfolg.
So fuhren wir weiter und konnten nur hoffen, daß die Bestien inzwischen schon irgendwo anders zuschlugen.

***

Der Krummsäbel pfiff durch die Luft, ein Krächzen ein Fall. Hassan Le Duc hatte die Möwe in zwei Hälften zerteilt. Jetzt grinste er, während Djaffir ihn hart anfuhr.
»Laß deine verdammten Spielereien. Damit bringst du uns noch alle an den Rand des Abgrunds.«
Le Duc hob die breiten Schultern, bevor er seine Mordwaffe wieder verschwinden ließ. »Ich muß in Form bleiben.«
Djaffir war nervös. Er wußte auch nicht wieso, aber er spürte die innere Spannung, die sich verdichtete, je mehr sie sich dem Ziel näherten. Vielleicht war auch der Traum daran schuld, den er in der letzten Nacht gehabt hatte. Dieser Traum war ein regelrechter Horror-Trip.
Ihn träumte, daß ihr Coup geplatzt war. Gerade als sie die Beute auf dem Schiff verstauen wollten, folgen aus der Luft regelrechte

Ungeheuer heran, die sich bei ihrer Landung in Polizisten verwandelten und die Bande aufrieb.

Schweißgebadet war Djaffir erwacht. Er als Orientale gab sich zwar gern modern, trotzdem war er mit seinem Volk noch so verwurzelt, daß er an Dschinns, Dämonen und finstere Mächte glaubte, die das Schicksal der Menschen beeinflußten.

Und an Träume natürlich. Jeder Traum hatte einen wahren Kern. Er hätte die Sache gern verschoben, aber in London wartete man bereits auf das Zeug, und seine Bosse hätten ihn zum Teufel gejagt, wenn er als Terminverzögerung einen Traum angegeben hätte.

Das Boot fuhr am rechten Themseufer entlang. Vorhin hatten sie eine Ortschaft passiert, doch nun wurde das Ufer wieder von Wiesen und Weiden umrahmt, die nahe am Wasser in ein regelrechtes Sumpfgelände übergingen. Mit viel Schilf, Sumpfgras und Rohr.

Die Dealer hatten keinerlei Lichter gesetzt. Im Dunkeln tasteten sie sich voran.

Djaffir hatte ein Nachtglas mitgenommen, preßte es mindestens zweimal innerhalb einer Minute vor die Augen und suchte die graue Wasserfläche nach verdächtigen Booten oder Gestalten ab.

Nichts…

Er hätte an sich beruhigt sein müssen, doch das Gegenteil war der Fall. Zu sehr spukte ihm der Alptraum im Kopf herum. Er hatte deshalb das Steuer an Hassan Le Duc übergeben.

Le Duc war ein Typ zum Fürchten. Gegen ihn wirkte Djaffir schmächtig. Das Gesicht des Marokkaners schien nur aus Narben zu bestehen, Andenken eines wüsten Lebens in der Legion.

Und als Legionär fühlte er sich auch jetzt noch. Ein Menschenleben galt ihm nichts. Wenn Djaffir ehrlich war, dann mußte er zugeben, nur durch Le Ducs Hilfe an die Spitze der Dealer gekommen zu sein. Der Marokkaner hatte ihm sämtliche Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt. Mit seinen Methoden.

Suleika, die Dritte im Bunde, war in London geblieben und hielt Telefonwache. Djaffir würde sie sofort benachrichtigen, wenn er das Zeug hatte, damit sie die Bosse informieren konnte.

Der Fluß wurde jetzt breiter, und auch die Landschaft am Ufer wechselte. Die Wiesen, sowie der Sumpf traten zurück. Sie machten einem künstlich geschaffenen Damm Platz, der gleichzeitig bei Hochwasser auch als Deich diente.

Der Damm stand schon sehr lange. Er war bepflanzt worden, und im Laufe der Jahre hatte sich ein regelrechter Gestrüppgürtel gebildet. Dahinter lag fruchtbares Ackerland. Die Bauern, die hier ihr Getreide oder Kartoffeln anpflanzten, konnten mit ihrem Einkommen sehr zufrieden sein.

Doch das alles interessierte Djaffir nicht. Er hatte sich noch nie um

die Infrastruktur eines Landes gekümmert, es sei denn, jemand baute Mohn an.

Im Augenblick ließ der Libanese das Nachtglas nicht von den Augen. Sorgfältig suchte er die Umgebung ab, nichts war da, was sein Mißtrauen erregte.

»Langsamer«, sagte er.

Le Duc nahm die Geschwindigkeit zurück.

Obwohl Djaffir sich nicht zum erstenmal in dieser Gegend herumtrieb, hatte er doch immer Mühe, das Objekt zu finden. Hier sah immer alles gleich aus.

»Stopp!«

Der Marokkaner kam dem Befehl sofort nach. Automatisch fuhr er nach steuerbord und näherte sich dem Schlammigen Ufer. Einige Bäume wüchsen bis dicht an das Wasser heran. Sie waren zum Teil verkrüppelt und wirkten aus der Ferne wie die Figuren eines modernen Bildhauers.

Djaffir übernahm nun das Steuer, während sich der Marokkaner um den unangenehmen Teil der Aufgabe kümmerte.

Er sprang von Bord.

Hoch spritzte das Wasser auf, als er landete. Die Wellen schwappten ihm bis über die Hüften. Ein feiner Dunstschleier lag auf dem Wasser, der auch das Land berührte und sich erst später dort verlor.

Durch das Wasser stapfte Le Duc aufs Trockene. Dort angekommen, drehte er sich und fing die Leine auf, die der Libanese ihm zuwarf. Anschließend wickelte Le Duc die Leine um einen Baumstamm. So hatten sie das Boot immer vertäut.

Djaffir wartete noch, bis Le Duc die Umgebung erkundet hatte. Dabei hielt der ehemalige Legionär sein Krummschwert in der Hand, doch Gefahr drohte ihm nicht.

Er ging wieder zum Ufer zurück und winkte.

Jetzt erst sprang der Libanese. Auch ihm schwappte das Wasser bis in die hohen Stiefel, aber für zwei Kilo reinstes Heroin konnte man das schon in Kauf nehmen.

Trotzdem fluchte er, als er an Land ging.

Neben Le Duc, der seine Nase wie ein witternder Hund gegen den Himmel streckte, blieb er stehen.

»Was ist los?«

Le Duc hob die Schultern. »Ich weiß auch nicht. Irgendwie riecht es nicht gut.«

»Wie meinst du das?«

»Es riecht nach Gefahr.«

Dem Libanesen sträubten sich die Schnurrbarthaare. Er dachte sofort wieder an seinen Traum.

Sollte er doch etwas zu bedeuten haben?

»Kannst du nicht deutlicher werden?« fuhr er den Marokkaner an.

»Weiß nicht…«

Djaffir lief eine Gänsehaut über den Rücken. Die ganze Gegend gefiel ihm auf einmal nicht. Die knorrigen Bäume, der leichte Nebel dazwischen, das feuchte Gras, dahinter der alte Damm mit den Bunkerlöchern eine Umgebung zum Fürchten.

Unwillkürlich fuhren seine Hände über die Jacke und fühlten nach den Kolben der beiden Revolver. Die Waffen steckten in weichen Halftern unterhalb der Schultern.

Der Libanese war ein blendender Zweihandschütze, das hatte er bereits mehr als einmal bewiesen.

»Aber wir geben nicht auf«, sagte Hassan Le Duc.

»Auf keinen Fall«, erwiderte Djaffir sofort. »Los, geh.«

Hassan schritt voran. Hinter seinem breiten Kreuz konnte sich Mel Djaffir verstecken.

Irgendwo in der Nähe schrie laut und klagend ein Käuzchen. Der Libanese zuckte zusammen. Er wußte, daß man dieses Tier als den Totenvogel bezeichnete.

Als sie den Damm erreichten, wandte sich Hassan Le Duc nach links. Parallel zum Damm schritt er weiter. Bis zum Stollen war es nicht mehr weit.

Unter ihren Füßen war der Boden weich. Hin und wieder schmatzte Wasser. Vom Fluß her hörten sie das Plätschern und Gurgeln des strömenden Wassers. Hin und wieder leuchtete der Mond hinter gewaltigen Wolkenbergen hervor.

Der Libanese fror. Nie würde er sich an das englische Klima gewöhnen können. Aber im Orient könnte er nicht so viel Geld verdienen. Das war der Unterschied.

Nach fünfzig Schritten blieb der Marokkaner stehen. Obwohl er sich dicht vor dem Eingang befand, war nichts davon zu sehen. Gestrüpp und Büsche hatten ihm verdeckt.

Die Männer schauten sich noch einmal um.

Wieder schrie das Käuzchen.

»Wenn du den Vogel siehst, hack ihm den Kopf ab!« zischte Mel Djaffir.

Le Duc grinste nur. Er bückte sich dabei und drückte mit seinen gewaltigen Händen die sperrigen Zweige und Äste zur Seite, um den Eingang freizumachen.

Dunkel gähnte er ihnen entgegen.

Djaffir schüttelte sich und dachte wieder an seinen Traum. Dafür dachte Le Duc praktischer und holte eine Stablampe hervor. Sie hatte an seinem Gürtel gehangen.

Er knipste die Lampe an und ließ den Strahl in den dunklen Tunnel stechen.

Millionen winziger Staubpartikel tanzten im Licht der Lampe. Fette Ratten huschten quiekend davon. Eine berührte Djaffirs Beine, und der Libanese fluchte wütend. Er trat nach dem Tier, traf aber nicht.

Hassan Le Duc ging schon vor. Unter seinen Schuhen knirschte der Dreck, während hinter den beiden Männern die Zweige wieder zusammenfielen und eine grüne Wand bildeten. Nichts wies mehr auf den alten Bunker hin.

Er war im Innern ausgemauert worden. Wenigstens der erste Teil, der in die Erde hineinführte. Dicke Holzbalken stützten die Decke, die an einigen Stellen dem Erddruck nachgegeben hatte und eingestürzt war. Lange würde der Bunker sicherlich nicht mehr halten. Doch das war den Männern egal.

Von der Decke fiel Wasser. Wo die Tropfen aufkamen, hatten sich Pfützen gebildet. Käfer und andere Kleintiere krochen über die Wände und verschwanden blitzschnell in zahlreichen Spalten und Rissen, wenn der Lichtschein sie traf.

Insgesamt gesehen war dieser Bunker eine ungemütliche Unterkunft. Der Gang mündete in eine großräumige Höhle, von der schmale Seitenstollen abzweigten, die während des Krieges als Notausgänge gedient hatten.

Man sah noch, wo die Menschen damals gesessen hatten, als die Bomben und Raketen vom Festland herübergeschossen wurden. Die langen Holzbänke waren verfault und lagen auf dem Boden. Die Luft hier drin roch muffig und auch nach Schimmel.

Zielstrebig steuerte Le Duc seine Schritte auf einen der Seitenstollen zu.

Dort genau lag das Versteck.

Djaffir ging jetzt neben seinem Leibwächter her. Nun glaubte er nicht mehr daran, daß noch etwas passieren konnte. Auch den Traum hatte er aus seinem Gehirn verbannt. Ihn interessierte nur noch das Heroin.

Der ehemalige Legionär leuchtete in den Stollen. Fußspuren bewiesen ihm, daß vor gar nicht allzu langer Zeit noch jemand hier gewesen war. Der Überbringer des Stoffs.

Der Lampenstrahl zitterte ein wenig und blieb dann an dem kleinen schwarzen Koffer hängen, der völlig harmlos auf dem Boden stand und nach außen hin nicht zeigte, welch brisante Beute er in seinem Innern verbarg.

»Da ist er!« Djaffirs Stimme fieberte.

Le Duc bückte sich und hob ihn hoch, doch Djaffir nahm ihm den Koffer aus der Hand und preßte ihn gegen die Brust.

»Nein, er gehört mir.«

Der ehemalige Legionär lachte. Er ließ seinem Boß die kleine Freude.

Wie immer hatte der Überbringer keine weitere Nachricht hinterlassen, so daß die beiden Männer getrost den Rückweg antreten

konnten. Sie gingen jetzt schneller, und nun übernahm Mel Djaffir die Spitze. Er hatte es eilig, wollte so rasch wie möglich raus aus diesem alten Bunker.

»Irgendwann suchen wir uns ein anderes Versteck«, sagte er zu seinem Leibwächter.

»Und warum? Ist dir das nicht mehr sicher genug?«

»Das schon, aber ich habe Angst, daß dieser verdammte Bunker einmal einstürzt.«

»Könnte sein.«

Vor sich sahen sie einen helleren Fleck. Er schimmerte etwas gräulich.

Der Ausgang.

»Endlich!« stöhnte Mel Djaffir und ging die letzten paar Schritte auf die natürliche Tarnung zu.

Le Duc folgte ihm auf dem Fuß. Noch immer hielt der Libanese den Koffer fest.

Der Leibwächter ging vor und bog die Zweige zur Seite. Er hielt sogar für Djaffir den Weg offen.

Beide verließen sie den Bunker.

Und da geschah es.

Plötzlich wurden sie von grellen Scheinwerfern geblendet. Eine scharfe Stimme ertönte.

»Es ist aus, Freunde! Hoch mit den Pfoten!«

Gleichzeitig spürte Mel Djaffir etwas Kaltes im Nacken. Er wußte, daß es eine Waffenmündung war, versteifte und öffnete dann die Arme.

Mit einem dumpfen Geräusch fiel der Koffer zu Boden…

***

»Mel Djaffir! Endlich!« Mehr sagte Captain Miller nicht, aber in diesen Worten lag alles, was er für den Mann empfand. Verachtung, Widerwillen, Ekel…

Der Libanese spürte noch immer den Mündungsdruck in seinem Nacken, und noch immer wurde er geblendet. Er schaute in das grelle Licht der Lampe und mußte die Augen schließen.

Links neben sich hörte er seinen Leibwächter schwer atmen. Le Duc erstickte fast vor Wut und Haß. Ihn hatten sie noch nicht fest, denn der ehemalige Legionär war ein Typ, der sich nicht so leicht geschlagen gab.

Die Lampe wurde zur Seite geschwenkt.

»Du kannst die Augen ruhig wieder öffnen, Djaffir«, sagte der Captain und wartete.

Der Libanese richtete sich auf. Dabei machte die Mündung seine Körperbewegung mit. Sie wich um keinen Zoll, und Djaffir hörte auch

etwas klirren.

Handschellen!

Verdammt, dachte er.

Er und Captain George Miller schauten sich an. Miller hatte den Koffer hochgehoben. Um den Captain standen noch weitere drei Männer. Sie hielten ihre Waffen in den Händen. Wie viele sich in Djaffirs und Le Ducs Rücken befanden, das wußte der Superdealer nicht. Er wußte nur, daß sie ihn diesmal hatten.

Miller klopfte auf den Koffer. »Ich bin mal gespannt, was hier drin ist.«

»Woher soll ich das denn wissen?«

»Ach, dann habt ihr ihn nicht extra aus dem Bunker geholt.«

»Nein, wir gingen spazieren und sahen zufällig diesen Bunker. Ich sagte zu meinem Freund: Laß uns doch mal hineingehen. Ich interessiere mich für alte Bunker. Na ja, wir gingen hinein. Immer tiefer. Wir sahen dann auch einige Stollen, leuchteten hinein, und wir entdeckten den Koffer.«

»Da habt ihr ihn mitgenommen, nicht wahr?« fragte Captain Miller.

»Ja, er sah neu aus.« Djaffir hob die Schultern. »In unserer heutigen Zeit kann man so etwas immer gebrauchen.«

»Ja, das Märchen kannst du dem Untersuchungsrichter erzählen, Mel Djaffir.«

»Ich will einen Anwalt!«

»Bekommst du!«

»Und was geschieht jetzt?« fragte der Libanese.

»Abführen!« befahl George Miller kalt.

»Los, setzt dich in Bewegung!« Die Stimme hinter Djaffir klang gar nicht freundlich.

Der Libanese schritt vor. Jetzt spürte er den Druck nicht mehr, aber er wußte, daß die Kanonen weiterhin auf ihn gerichtet waren. Er schielte nach links.

Hassan Le Duc sagte kein Wort. Sein narbiges Gesicht wirkte steinern. Die Arme hatte er halb erhoben. Hinter ihm schritt ein Polizist mit schußbereiter Waffe.

Der Libanese überlegte. Sie hatten es mindestens mit sechs Gegnern zu tun und sie bekamen nicht die Chance, an ihre Waffen zu gelangen.

Es ging den gleichen Weg zurück.

Mel Djaffir überlegte bereits die ganze Zeit über, wo sich die Kerle versteckt gehalten hatten. Er kam zu keinem Ergebnis. Sie mußten zu der Sondertruppe gehören, von der man in den eingeweihten Kreisen sprach, und deren Existenz bei den Dealern schweres Magendrücken verursacht hatte.

Djaffir dachte wieder an seinen Traum. Es waren zwar keine Ungeheuer gekommen, aber Polizisten.

Und sie hatten ihm das Heroin abgenommen. Jetzt war natürlich die Hölle los. In London würden einige Dealer auf dem Trockenen sitzen. Das gab Terror. Vor allen Dingen auch für Djaffir, denn er saß am dicksten in der Tinte. Ihm würden nicht nur die Polizisten auf den Pelz steigen, sondern auch seine Hintermänner. Wenn Djaffir redete, war sein Leben keinen Pfifferling mehr wert, auch nicht im Knast, denn der Arm der Rauschgiftbosse war lang.

Sie gingen nicht ganz bis zum Liegeplatz ihres Bootes zurück, sondern schlugen sich vorher nach rechts. Vor einem Buschgürtel mußten sie stehenbleiben.

Mel Djaffir hörte ein bekanntes Klirren.

Die Handschellen.

Jetzt wurde es kritisch.

Zuerst kam Le Duc an die Reihe. Er mußte sich breitbeinig hinstellen und die Arme ausstrecken.

Dann bekam er seine stählerne Acht.

Zwei Sekunden später war auch Mel Djaffir gefesselt. Jemand faßte ihn an der Schulter und drehte ihn herum.

»Los, geh zum Fluß!«

Djaffir rutschte über die kleine Böschung. Es war gar nicht so einfach, mit gefesselten Händen das Gleichgewicht zu halten, außerdem war der Untergrund glatt, so daß Djaffir Mühe hatte, sich auf den Beinen zu halten.

Er rutschte prompt aus und landete mit den Füßen im seichten Uferwasser.

Jetzt sah er auch das Boot.

Es war ein einfacher Kahn. Aus Holz gebaut und ziemlich groß, aber außer den Rudern auch mit einem Außenborder versehen.

»Steig ein!«

Mel Djaffir machte einen großen Schritt nach vorn und stieg über die Bordwand. Der Kahn schwankte, als er ihn betrat. Der Libanese ließ sich auf der vorderen Sitzbank nieder. Ein Polizist setzte sich neben ihn und hielt ihn mit der Waffe in Schach. Ein anderer nahm ihm jetzt beide Revolver weg.

Mel Djaffir sah, daß auch Hassan Le Duc sein Krummschwert verloren hatte.

Schließlich waren sämtliche Polizisten in das Boot geklettert. Captain Miller saß dem Libanesen genau gegenüber. Zwangsläufig trafen sich ihre Blicke.

Djaffir senkte die Augendeckel, als er seinen Gegenüber anschaute. Denn in Millers Augen stand kein Funke Gefühl zu lesen.

Zwei Polizisten ruderten.

Das Boot drehte sich und wurde von den Männern langsam in die Strommitte gefahren.

Es hatte sich einiges verändert. Der so bekannte Morgennebel lag jetzt über dem Wasser. Er kam angeweht, und es schien, als würde er von dem Strom festgehalten, so daß der Schleier von Minute zu Minute dichter wurde.

Die Polizisten schimpften darüber.

Dem Libanesen war es egal. Er beschäftigte sich gedanklich bereits mit der Zukunft, und die sah für ihn und seinen Leibwächter düster aus.

Er dachte auch an Suleika, die jetzt bereits auf seinen Anruf wartete. Hoffentlich drehte sie nicht durch. Am besten wäre es, wenn sie verschwand. Wahrscheinlich jedoch wußten die Beamten auch über sie genau Bescheid.

Nach Djaffirs Berechnung hatten sie noch nicht die Strommitte erreicht, als der Außenborder angeworfen wurde. Das Tuckern unterbrach die Stille, am Heck schäumte das Wasser hell auf, dann wurde der Kahn schneller.

Captain Miller stand die Freude über den Erfolg deutlich im Gesicht geschrieben. Vor allen Dingen war dieser Einsatz unblutig abgelaufen, das hatte er gewollt.

Miller konnte sich nicht mehr beherrschen, legte den Koffer auf seine Knie und hob den Deckel hoch.

Eine weiße Styroporplatte deckte das Heroin ab. Als Miller die Platte zur Seite legte, sah er die zahlreichen Beutel.

Das tödliche Zeug schimmerte schneeweiß.

Sein Gesicht wurde kantig. Welch ein Elend konnte dieses Rauschgift über Tausende von Jugendlichen bringen? Die Abhängigen zahlten jeden Preis, und wenn sie kein Geld für Rauschgift hatten, dann besorgten sie sich etwas, durch Einbrüche, durch Überfälle und Morde. Es waren schon zahlreiche Menschen durch dieses Gift gestorben. Und die verdammten Großdealer schafften immer mehr ins Land.

Aber einen von ihnen hatten sie jetzt, obwohl die Bosse weiterhin im Hintergrund saßen und sich die Hände rieben. Miller wußte auch, daß ein Mann wie Djaffir schnell ersetzt werden konnte. Dafür liefen in London zu viele solcher Kerle herum.

Manchmal war es zum Weinen.

Der Nebel hatte zugenommen. Man konnte zusehen, wie er vom Wasser aus hochstieg, sich zu Schlieren und Wolken verdichtete und sich weiter ausbreitete. Den Ufern entgegen, um von dort weiter über das Land zu kriechen.

Captain Miller und seinen Männern paßte die graue Suppe überhaupt nicht. Obwohl zu dieser Stunde auf der Themse so gut wie kein Verkehr herrschte, war es immer riskant in einem unbekannten Gewässer zu fahren.

Miller fühlte sich wirklich nicht wohl, obgleich die Gefangenen wirklich nicht den Eindruck machten, als wollten sie einen Fluchtversuch wagen.

Sie hatten mit dem Polizeiboot leider nicht bis dicht an ihr Ziel fahren können, denn das wäre zu sehr aufgefallen.

Plötzlich horchte Miller auf.

Das tuckernde Geräusch des Außenborders war nicht das einzige auf dem Wasser, dazwischen mischte sich ein sattes Brummen, das von Sekunde zu Sekunde lauter wurde.

Ein anderes Schiff kam.

Auch die übrigen Polizisten und natürlich die Gangster hatten das Geräusch vernommen.

Bevor sich alle auf die gefährliche Situation einstellen konnten, tauchte ein gewaltiger Schatten aus der Nebelwand auf.

»Vorsicht!« brüllte Miller noch und spritzte von seinem Platz hoch.

Zu spät, der Schatten war bereits da.

Und er rammte das Boot.

Damit begann das Inferno!

***

Roderick van Cleef, ehemaliger First Lieutenant, und jetzt zu einem Werwolf generiert, war an sich zufrieden. Er hätte nicht gedacht, daß die Fahrt so gut und ohne weitere Zwischenfälle verlaufen würde. Er kam seinem Ziel immer näher.

London!

Die Millionenstadt sollte den Schrecken erleben. Wie die Pest würden die Werwölfe in die Stadt einfallen, um Angst und Schrecken zu verbreiten.

Und van Cleef war ihr Führer.

Rapp stand neben ihm. Auch er war zufrieden. Die Zusammenarbeit mit den Bestien klappte ausgezeichnet.

Den Sund hatten sie bereits hinter sich gelassen und fuhren jetzt schon auf dem eigentlichen Fluß in Richtung Osten. Allerdings wurde ihr Optimismus durch etwas gestört.

Die Sicht war nicht mehr so wie auf dem Meer. Dunst hatte sich gebildet. Er lag auf dem Wasser und nahm immer mehr zu. Je weiter sie kamen, je stärker wurde die Sichtbehinderung. Jetzt war es schon kein Dunst mehr, sondern Nebel.

Trotzdem verringerte van Cleef die Geschwindigkeit nicht. Er mußte es schaffen, wollte vor dem Hellwerden in London einlaufen und sich einen Liegeplatz suchen.

»Es ist riskant, so weiterzufahren«, gab Sergeant Rapp zu bedenken.

»Ich weiß«, erwiderte der Werwolf, »aber ich vertraue auf unser großes Glück.«

Rapp hob die Schultern. Ihm gefiel das nicht. Van Cleef schlug alle Warnungen in den Wind. Seiner Meinung nach war er viel zu unvorsichtig.

Aber Rapp hatte nicht das Kommando.

Eine Viertelstunde verging. Der Nebel wurde dichter. Sie hielten sich immer in der Flutmitte, um Bögen oder Kurven ausgleichen zu können, damit sie nicht noch in Gefahr liefen, in seichteres Wasser zu gelangen.

Doch alle sorgfältig geplanten Rechnungen wurden zerstört. Das Schicksal hatte die Karten anders gemischt.

Rapp sah das kleinere Boot zuerst. Es befand sich genau auf ihrem Kurs.

»Verdammt!« schrie er. »Ein Kahn! Wir kommen nicht mehr weg!«

Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als der Bug des größeren Schiffes die Steuerbordseite des kleineren rammte…

***

Zuerst barst das Holz.

Der Bug des schweren Schiffes wirkte wie ein Rammbock. Obwohl er nicht voll traf, sondern nur an der Außenbordwand vorbeischleifte, rissen die Planken auf, als wären sie aus Papier.

Captain Miller stieß einen lauten Schrei aus und hechtete zur anderen Seite hin. Es war das Beste, was er machen konnte. Er mußte sich in Sicherheit bringen.

Zwei seiner Männer schafften es nicht ganz. Gewaltig und riesengroß tauchte der scharfe Bug des Militärbootes vor ihnen auf. Sie kamen nicht einmal dazu, einen Schrei auszustoßen, spürten nur den brennenden Schmerz und danach die endlose Leere, die in den Schacht des Todes führte.

Die beiden Dealer hatten mehr Glück.

Am schnellsten reagierte Le Duc. Seine Reflexe waren so austrainiert, daß er sogar noch sein Krummschwert packen konnte und mit ihm über Bord hechtete.

Als nächste folgte Le Ducs Bewacher. Auch er hatte sich vor dem Schiffbruch in Sicherheit bringen können.

Und noch einem gelang die Flucht.

Mel Djaffir.

Einer der Polizisten schraubte sich hoch und stand Djaffir für den Bruchteil einer Sekunde im Weg.

Der Libanese schlug mit seinen gefesselten Händen zu.

Der Beamte schrie auf und kippte hintenüber. Er hatte keine Chance mehr, vom Boot zu flüchten.

Djaffir aber hechtete ins Wasser.

Im gleichen Augenblick wurde das kleinere Boot von dem größeren

unter Wasser gedrückt. Es zerplatzte dabei wie eine Nußschale, die starken Druck bekommen hatte.

Ein paar Planken wurden noch in die Luft geschleudert und fielen klatschend zurück aufs Wasser. Der Außenborder erstarb, und der Nebel verschluckte gnädig das Getöse der Katastrophe.

Nun aber zeigte es sich, daß auch van Cleef kein Könner war, was das Steuern eines Schiffes anging.

Er machte Fehler.

Anstatt das Patrouillenboot auf seinem geraden Kurs weiterlaufen zu lassen, zog er es zum rechten Ufer hin.

Und das war nicht so fern.

Auf dem Boot tönten Glocken.

Die Maschinen sollten gestoppt werden. Rapp legte den Hebel dafür um.

Der schnittige Kahn wurde langsamer, doch die Geschwindigkeit reichte noch aus, um in die seichte Ufernähe zu gelangen.

Da passierte es.

Der Bug bohrte sich wuchtig in die dem Ufer vorgelagerte Sandbank. Ein ungeheurer Ruck schüttelte das Patrouillenboot durch. Nieten knirschten, etwas fiel polternd um, auf dem Deck ertönten gellende Schreie.

Das Boot zitterte noch einmal nach und stand dann still.

Hassan Le Duc befand sich nicht weit von dem Militärboot entfernt. Er erreichte auch als erster das Ufer. Keuchend kroch er auf allen vieren aufs Trockene.

Seine Waffe hatte er nicht losgelassen. Als er einigermaßen geschützt war, drehte er sich auf den Rücken.

Der nächste Überlebende versuchte, das Wasser zu verlassen. Er schälte sich aus dem Nebel. Hassan hatte scharfe Augen, und er erkannte seinen Bewacher, der auch die Schlüssel zu den verdammten Handschellen trug.

Le Duc richtete sich auf.

»He, hier!« rief er.

Der Polizist wandte sich der Stimme zu.

Trotz seiner gefesselten Hände schleuderte Hassan Le Duc sein Schwert. Es überschlug sich einmal in der Luft, der Polizist wollte noch ausweichen, schaffte es aber nicht.

Tödlich getroffen brach er zusammen.

Bedauern spürte Le Duc nicht. Das war in der Legion immer ein Fremdwort für ihn gewesen.

So schnell es die Fesseln erlaubten, bewegte er sich auf den Toten zu. Er hatte auf dem Boot genau gesehen, wo der Polizist die Schlüssel hingesteckt hatte.

Le Duc fand sie sofort. Er bog seine Hände so, daß er den Schlüssel in

die schmale Öffnung stecken und ihn herumdrehen konnte.
Die Fesseln fielen.
Le Duc atmete auf.
Dann nahm er seine Waffe an sich. Mit dem Schwert fühlte er sich sicherer. Sollten die Anderen nur kommen, er würde es Ihnen schon zeigen.
Die Zähne hatte er gefletscht. Sein Gesicht zeigte einen wilden Ausdruck.
Er warf einen Blick zum Ufer hin. Nur undeutlich hob sich der Bug des Patrouillenschiffes ab. Der Nebel umwaberte das Schiff, das tatsächlich festgefahren war. Le Duc vermeinte auch, Gestalten auf dem Deck herumlaufen zu sehen, er konnte sich auch täuschen.
Um die Polizisten machte er sich keine Gedanken. Ihn interessierte es nicht, ob jemand überlebt hatte. Hauptsache, er war frei.
Nur wo steckte sein Boß?
Hassan hatte genau gesehen, daß der Libanese noch von Bord gekommen war.
Und zwar unverletzt. Demnach mußte er sich irgendwo in der unmittelbaren Nähe aufhalten.
Le Duc schlich wieder vor. So lautlos es eben möglich war, näherte er sich dem Gebüschgürtel dicht am Ufer. Er hatte seine Augen weit aufgerissen und versuchte, durch den Nebel zu starren.
Von irgendwoher ertönte ein dumpfes Stöhnen. Es hörte sich an, als litte ein Mensch unter starken Schmerzen.
Le Duc kümmerte sich nicht darum. Andere waren ihm schon immer gleichgültig gewesen. Er suchte Mel Djaffir auch nur, weil er ohne ihn nicht über die Runden kam. Le Duc besaß keine Aufenthaltsgenehmigung für England mehr. Wenn er erwischt wurde, dann schoben sie ihn kurzerhand wieder ab.
Djaffir half ihm bei solchen Fällen und sorgte dafür, daß Le Duc unbelästigt blieb.
Sein Schwert hielt er in der rechten Faust. Mit dieser Waffe konnte ihn keiner schlagen. Da war er ein wahrer Künstler. Im Dschungel hatte er gelernt, mit dem Schwert umzugehen, und er hatte auch nichts verlernt, weil er immer im Training blieb.
Da er sich dem Ufer ziemlich genähert hatte, konnte er auch die Gestalten auf dem aufgelaufenen Schiff sehen. Sie liefen aufgeregt hin und her. Wenn sie an der Brücke vorbeirannten, streifte sie grünlicher Lichtschein und machte aus ihnen zusammen mit dem Nebel gespenstische Figuren.
Auf die mußte Le Duc auch noch ein Auge haben.
Er wollte seinen Blick schon abwenden, als eine der Gestalten auf die Bordwand kletterte und sich abstieß.
Sie sprang ans Ufer. Rasch wich Le Duc zurück, doch der Sprung war

so geführt worden, daß der Kerl nur zwei Schritte vor dem ehemaligen Legionär zu Boden prallte und sofort stand.

Le Duc wollte ihn anhechten, doch er erstarrte mitten in der Bewegung.

Das war kein Mensch, der ihm gegenüberstand sondern ein Monster!

Ein Wolfsmensch!

Sekunden verstrichen, in denen sich Mensch und Bestie nur anstarrten.

Der Werwolf reagierte zuerst. Er mußte seinem Trieb folgen, und hier stand ein potentielles Opfer vor ihm.

Weit riß er seine Schnauze auf. Le Duc sah die Zähne und hörte das Fauchen, das ihm aus dem Rachen entgegenschlug. Er wußte, daß der Werwolf töten wollte.

Und zwar ihn.

Schon stieß sich die Bestie ab. Kraftvoll, wuchtig, was man dem etwas plumpen Körper kaum zugetraut hatte.

Doch Le Duc hatte seinen ersten Schock überwunden. Und er war ein Kämpfer. Dschungel und Legion hatten ihn hart gemacht.

Ebensoschnell wie der Werwolf sprang, wich er nach rechts aus und hieb aus der Drehung mit dem Schwert zu.

Wie gesagt, Le Duc war ein Könner. Er traf genau dort, wo er es haben wollte.

Mit einem Hieb schlug er der Bestie den Kopf ab!

Und damit hatte Le Duc unbewußt das getan, was für einen Werwolf tödlich ist. Man kann ihn mit Silberkugeln töten, aber auch durch das Abschlagen des Schädels. Ähnlich verhält es sich bei den Zombies.

Le Duc wollte noch einmal zuschlagen, sah jedoch, daß dies nicht nötig war.

Die Bestie krümmte sich am Boden. Sie zuckte noch einmal und lag dann still.

Erledigt…

Scharf atmete Le Duc ein. Er fing plötzlich an zu zittern, etwas, das lange nicht mehr vorgekommen war. Das hing mit dem Auftauchen der Bestie zusammen. Er dachte an die alten Geschichten, die während der Legionszeit am Lagerfeuer erzählt wurden. Gerade die Soldaten aus den Ostblockländern wußten über Werwölfe zu berichten. Le Duc hatte bisher immer darüber gelacht, nun war er eines Besseren belehrt worden.

Es gab also doch Werwölfe.

Le Duc schaute auf den Torso. Der Kopf lag ein Stück weiter entfernt, neben einem verkrüppelten Baum mit knorrigen, der Erde entgegengestreckten Ästen.

Einen Werwolf hatte Le Duc erledigt. Doch auf dem Schiff liefen mehrere Gestalten herum. Waren das auch Werwölfe? Fast

anzunehmen, nach dem, was hinter Le Duc lag.

Er ging wieder ein paar Schritte vor, damit er das Schiff besser erkennen konnte. Den rechten Arm mit dem Schwert in der Hand hielt er halb erhoben. Er war bereit, sofort zuzuschlagen und sich zu verteidigen, wenn er attackiert wurde.

Auf dem Schiff blieb es ruhig.

Der ehemalige Legionär dachte militärisch. Wahrscheinlich war dieser Werwolf als Späher vorgeschickt worden, der die Lage erkunden sollte. Deshalb würde es noch seine Zeit dauern, bis man entdeckte, was geschehen war.

Zeit für eine Flucht.

Aber allein?

Le Duc wollte nicht. Er mußte seinen Boß finden. Djaffir konnte nicht weit sein.

Der ehemalige Legionär begann zu suchen. Er lief einen Kreis, zog ihn erst groß, dann jedoch immer enger und wäre fast über den Libanesen gestolpert, der im hohen Ufergras auf dem Bauch lag.

Er schoß sofort hoch, als Le Duc neben ihm stehenblieb, stierte ihn mit irrem Blick an, doch dann glitt ein Lächeln über sein Gesicht.

»Du bist es!« sagte er.

»Wieso? Hast du einen anderen erwartet?«

»Ich, nein, oh, ich glaube, ich spinne. Weißt du, was ich auf dem Schiff gesehen habe?«

»Ja. Wolfsmenschen!«

»Satan! Du weißt?«

»Ich habe einen von ihnen geköpft.« Le Duc deutete auf sein Schwert. »Aus der Übung bin ich noch nicht.«

Djaffir starrte auf die Klinge. »Unglaublich«, flüsterte er. »Einfach unglaublich. Ich kann das nicht begreifen.«

»Wir müssen weg.«

Der Libanese nickte. »Sicher. Nur wohin?«

»Wir haben noch unser Boot.«

»Nein, das ist zu riskant. Bestimmt wissen die anderen Bullen irgendwo an Land schon, was mit ihren Kollegen geschehen ist. Die stehen doch immer in Funkkontakt miteinander. Wenn wir jetzt flüchten, dann über Land.«

»Und der Koffer?«

»Den müssen wir sausen lassen.«

»Verdammt, ein Kilo Heroin.«

»Was willst du machen?« Der Libanese streckte Le Duc seine noch gefesselten Hände hin. »Wie bist du losgekommen?«

»Ich habe einem Bullen den, Schlüssel weggenommen.«

»Shit. Ich…«

»Moment.« Le Duc wühlte in seinen Taschen nach. Er fand seinen

Schlüssel, außerdem hing noch ein zweiter am Bund.

Djaffirs Augen leuchteten auf. »Vielleicht paßt der«, flüsterte er heiser.

Le Duc probierte.

Die Fesseln fielen.

Mel Djaffir lachte auf. »Jetzt fehlen nur noch meine Revolver, dann bin ich perfekt.«

»Da mußte du drauf verzichten«, erwiderte Le Duc. Er grinste, »aber ich habe noch mein kleines Schwertchen, damit gebe ich den Bestien Zunder.«

Djaffir nickte. Plötzlich ging das Theater los. Sie hörten vom Schiff her keuchende Laute, wütende Schreie und auch Stimmen. Das Fernbleiben des Werwolfs mußte entdeckt worden sein.

»Keine Sekunde länger mehr«, sagte Djaffir und begann zu rennen. Er machte den Fehler und brach wie ein Berserker durch die Büsche. Klar, daß es dabei nicht leise zuging.

Das hörte Sergeant Rapp.

Er war von Bord gesprungen und kam als erster lebend an Land. Rapp war übernervös, das letzte Manöver war nicht einkalkuliert gewesen, so daß sie ihren gesamten Plan ändern mußten.

Rapp lief ein paar Schritte und sah die Schatten der flüchtenden Dealer.

Er rief sie nicht an, sondern feuerte.

Vor dem Lauf der UZI flammten die Mündungslichter auf. Das harte Tack Tack zerriß die Stille.

Die Kugeln hackten den weichen Boden auf. Grassoden flogen hoch. Dreck spritzte umher. Einige Querschläger trafen in der Schußrichtung stehende Baumstämme, rissen dicke Splitter ab oder zerfetzten Gebüsche.

Die Dealer kannten das Geräusch einer Maschinenpistole. Sie reagierten automatisch und genau richtig.

Djaffir flog nach rechts.

Le Duc nach links.

Die Kugelgarbe hämmerte zwischen den beiden hindurch. Le Duc und sein Boß wurden nicht einmal gestreift. Beide drehten sich mehrmals um die eigene Achse, damit sie aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich der Geschosse kamen.

Le Duc fand in einer Mulde Deckung, der Libanese hinter einem knorrigen Baum.

Plötzlich verstummte das Schießen.

Sofort hetzten die beiden hoch und jagten den schrägen Damm hinauf. Hier waren sie besonders gefährdet, weil sie keinerlei Deckungsmöglichkeiten fanden.

Die Waffe hinter ihnen schwieg.

Erst als die Dealer auf der Krone des Dammes hockten, hörten sie die heisere, wutentbrannte Stimme. »Wir jagen euch Hundesöhne, und dann ziehen wir euch die Haut in Streifen vom Körper.«

Der Nebel ließ die Worte dumpf erklingen, er nahm ihnen jedoch nicht den drohenden Unterton.

»Weg!« zischte Djaffir, »denn die Kerle müssen uns erst einmal haben.«

Sie jagten auf der anderen Seite den Damm hinunter, rannten über einen tiefen Acker weiter und sahen gar nicht weit entfernt ein verschwommenes Licht blinken.

Das wurde ihr Ziel.

Wo Licht war, da gab es sicherlich auch Menschen. Und Menschen waren heutzutage kaum ohne einen fahrbaren Untersatz. Wenn Djaffir und Le Duc erst mal einen Wagen hatten, sah alles ganz anders aus…

***

»Uns bleibt aber nichts erspart!« schimpfte Bill Conolly, als die Nebelwand immer dichter wurde.

Ich hob die Schultern. »Was willst du? Wir haben Spätherbst, und der Nebel gehört dazu.«

Bill schlug mit der flachen Faust auf die Hand. »Aber nicht ausgerechnet jetzt. Außerdem habe ich Hunger.«

Ich schielte ihn von der Seite her an. »Was hat das denn mit dem Nebel zu tun?«

»Nichts, fiel mir nur gerade so ein.« Bill saß auf einem kleinen Klappstuhl, stand auf und reckte sich, bevor er seine Hand auf den Magen drückte. »Ich schaue mal nach, ob ich hier irgendwo etwas Eßbares auftreiben kann. Die Soldaten haben sich sicherlich ihre NATO-Freßpakete auf dem Boot.«

Bill machte sich auf die Suche. Er verließ den kleinen Steuerstand. Ich horte ihn schimpfen, wenn er enttäuscht eine Schranktür aufgezogen hatte. Dann wieder pfiff er vergnügt vor sich hin. Als er den Steuerstand betrat, hielt er tatsächlich ein Paket unter dem Arm.

»Ich hab’s!«

»Reiß mal auf.«

Der Reporter stellte das Paket auf den Klappstuhl und öffnete es mit dem Taschenmesser, das auch schon meine Fesseln durchtrennt hatte. »Die Klinge müßte man vergolden«, murmelte Bill.

Da hatte er ein wahres Wort gesprochen.

Der Inhalt des Pakets bestand zwar nicht aus einem tollen Menü, aber das Zeug ließ sich essen. In Dosen eingepacktes Schwarzbrot schmeckte auch zusammen mit der Orangenmarmelade aus der Tube.

Wir aßen mit Heißhunger.

Und der Nebel wurde dichter.

Längst war ich mit der Geschwindigkeit herabgegangen. Wir krochen nur so über den Fluß. Ich wagte nicht, das Nebelhorn einzuschalten. Zu leicht hätten wir uns verraten können.

Eine Karte hatten wir auch gefunden, Bill suchte nach der besten Fahrrinne.

»Die anderen können auch nicht schneller fahren«, sagte er bestimmt zum zwanzigsten Male, als wollte er mich damit trösten.

Ich hob die Schultern.

Die Zeit verging.

Hin und wieder lichtete sich die graue Suppe etwas, und wir sahen das linke Ufer als Schemen vorbeihuschen.

Danach wurde es dicht.

Ich hatte Mühe, voll konzentriert zu bleiben. Die Monotonie der Fahrt ließ uns unaufmerksam werden. Wenn der Nebel blieb, würde der Schiffsverkehr sicherlich eingestellt werden.

Plötzlich stieß mich Bill an. »Da ist etwas!«

»Wo?«

»Am linken Ufer!« Bill schritt an mir vorbei und machte einen langen Hals, »Mensch, John, ein Schiff. Du, das scheint sich festgefahren zu haben.«

Ich kurbelte am Steuer.

Langsam kamen wir näher.

Der Reporter wurde immer aufgeregter. »John, das ist der Kahn, den wir suchen. Zum Teufel auch, wie kommen die hierher? Was ist geschehen?«

Auf einmal hatte auch mich die Spannung ergriffen. Es fiel nur schwer, meine Nerven unter Kontrolle zu behalten. Standen wir dicht vor dem Ziel? Sollte uns der Nebel wirklich zu einem Helfer geworden sein? Längst hatte ich die Maschinen gestoppt, so daß sich unser Boot langsam dem Ufer näherte.

Trotzdem war der Ruck noch groß genug, als wir ebenfalls auf Grund liefen. Der Bug schob sich in den weichen Sand am Ufer, das Boot schüttelte sich noch einmal und blieb liegen.

»Nichts wie von Bord«, sagte Bill. Er wollte den Steuerstand verlassen.

Ich hielt ihn fest. »Nicht so eilig, mein Freund. Warte erst einmal ab, und laß uns die Umgebung anschauen.«

»Da ist doch niemand.«

Ich schob mich an Bill Conolly vorbei und trat hinaus auf das Deck.

Nur das Rauschen des Wassers war zu hören. Die Themse sang ihr eintöniges Lied.

Bill trat neben mich und lauschte ebenfalls. Beide schauten wir zu dem zweiten festgelaufenen Schiff hinüber. Dort bewegte sich wirklich nichts.

»Die Ratten haben den sinkenden Kahn verlassen«, flüsterte Bill Conolly.

»Scheint so.«

»Laß uns von Bord gehen. Wenn sie wirklich weg sind, muß es an Land Spuren geben.«

Ich war einverstanden.

Wir kletterten über die Reling. Schon zuvor hatte ich gesehen, daß wir das Ufer trockenen Fußes nicht erreichen konnten. Die Distanz zwischen Boot und Land war zu groß.

Ich sprang von der Reling. Es spritzte, als ich im seichten Wasser landete.

Bill folgte mir einen Lidschlag später. Er wäre mir fast auf die Zehen gesprungen, und ich schimpfte ihn aus.

Mein Freund grinste nur. Bis zu den Schienbeinen standen wir im Wasser und wateten auf das Ufer zu.

Nach einem Schritt blieb ich stehen. Etwas Hartes war gegen mein Bein gestoßen.

Ich bückte mich, spreizte die rechte Hand und fühlte ein Stück Holz zwischen den Fingern. Nachdem ich genauer nachgeschaut und auch Bill Bescheid gegeben hatte, wußten wir beide, was dieses treibende Stück Holz war.

Eine Bootsplanke.

Bill kratzte sich am Hinterkopf. »Wo kann das Ding nur herstammen?« murmelte er.

Ich schaute nach rechts zu dem festgefahrenen Patrouillenboot hin. »Von dort nicht. Vielleicht hat der Kahn einen anderen gerammt? Einen, der hier am Ufer lag.«

Der Reporter nickte.

Ich zog ihn am Arm. »Wir sollten uns das Boot einmal anschauen«, schlug ich vor.

»Damit verlieren wir Zeit.«

Ich dachte nach. Bill hatte recht. Wenn noch Werwölfe auf dem Boot gewesen wären, hätten sie sich bestimmt gemeldet und uns angegriffen. Deshalb folgte ich Bills Rat. Hätte ich das nur nicht getan, dann wäre uns und vor allen Dingen Susan Howard viel erspart geblieben. So aber stiefelten wir an Land.

Beide hatten wir unsere Waffen gezogen, denn die Ufergegend war unübersichtlich genug und bot tausend Versteckmöglichkeiten. Der Nebel schützte nicht nur uns, auch unsere Gegner.

Die Haut auf meinem Rücken kribbelte. Ein ungutes Zeichen. Ich wußte, daß irgendwo in dieser dichten Nebelwand die Gefahr lauerte. Nur konnte ich sie nicht greifen, und das machte mich so nervös. Zusätzlich ärgerte ich mich darüber, daß mein Kreuz verschwunden war. Und ich fragte mich, ob ich es jemals wiedersehen würde. Dabei

kam mir in den Sinn, daß es für die Mächte der Finsternis einfach war, mich wehrlos zu machen, wenn sie mit normalen Gangstern paktierten.

Keine guten Zukunftsaussichten.

Bill stieß mich an. »Träumst du?« fragte er leise.

»Sorry, aber mir ging gerade einiges im Kopf herum.«

»Das habe ich gemerkt. Du warst regelrecht abwesend.«

»Mein Kreuz, weißt du…«

Der Reporter nickte. »Kann ich verstehen, John.«

Längst hatte ich nasse Füße bekommen. In meinen Schuhen stand das Flußwasser. Bei jedem Schritt quatschte es. Nach dem Ufer begann ein schmaler Vegetationsgürtel, bestehend aus Büschen, kleineren Bäumen und hohem Gras. All das wurde durch den Nebel verdeckt, der hin und herwallte und immer neue Figuren bildete.

Er schluckte auch alle Geräusche, und selbst das Kreischen der Vögel war verstummt.

Bill ging einen Schritt vor. Um besser voranzukommen, streckte er die rechte Hand aus, umklammerte einen tief wachsenden Baumast und zog sich weiter.

Im nächsten Moment blieb er wie von der Tarantel gestochen stehen. »John!« keuchte er. »Das das gibt es nicht.«

Ich war sofort neben ihm.

Bill deutete zu Boden.

Da sah ich, was ihn so aus der Fassung gebracht hatte.

Vor uns lag ein Werwolf.

Allerdings ohne Kopf! Der war ihm abgeschlagen worden. Bill entdeckte ihn, als er zwei Schritte zur Seite ging.

Ich stieß pfeifend den Atem aus und starrte auf den Torso hinab. Was hier vorgefallen war, darauf konnte ich mir wirklich keinen Reim machen. Jemand mußte mit den Bestien gekämpft haben. Nur wer? Welcher Mensch verirrte sich des nachts und bei starkem Nebel in diese gottverlassene Gegend am Themseufer?

Oder gab es außer uns noch jemanden, der den Bestien auf der Spur war?

Wenn ja, dann wußte dieser Unbekannte, wie er die Werwölfe zu töten hatte. Denn auch ich kannte mich in den Methoden aus. So schwer es mir fiel, ich bückte mich und schaute mir den Torso genauer an.

Wie ich erkennen konnte, war der Kopf mit einem glatten Hieb vom Körper getrennt worden. Das mußte ein Fachmann getan haben, und mir lief ein Schauer über den Rücken, wenn ich daran dachte.

Ich richtete mich wieder auf. Auf halber Höhe begegnete mir Bills Blick.

Ich hob die Schultern. »Sorry, aber eine Erklärung habe ich auch

nicht.«

»Wir sind zu spät gekommen«, schimpfte Bill. »Mist, in diesem Fall rennen wir immer nur hinterher. Ich möchte einmal erleben, daß wir auch am Drücker sind.«

»Das kommt auch noch.«

»Du mit deinem Optimismus.« Bill schaute sich um. »So wie es aussieht, halten sich unsere Freunde nicht mehr auf dem Schiff auf. Frage: wo sind sie dann?«

Ich zeigte nach vorn. »Irgendwo hinter dem Damm.«

»Kennst du dich hier aus?«

»Nein.«

»Mist. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als aufs Geratewohl loszulaufen.«

Womit Bill den Nagel auf den berühmten Kopf getroffen hatte.

Wir marschierten in gerader Linie auf den Damm zu. Ich ärgerte mich maßlos, keine Taschenlampe dabei zu haben, mit meiner Bleistiftlampe war bei dem Nebel nichts anzufangen.

Wir bewegten uns vorsichtig, sicherten nach rechts und links und waren darauf gefaßt, aus der Nebelsuppe abgegriffen zu werden.

Der Dunst verzerrte alles. Er machte aus normalen Bäumen und Sträuchern regelrechte Horrorgewächse. Wirklich kein Platz für ängstliche Gemüter, doch Bill und ich waren durch manche Höllen gegangen, und uns konnte so leicht nichts erschüttern.

Als wir das qualvolle Stöhnen hörten, blieben wir wie angewurzelt stehen.

»Das war links«, hauchte der Reporter.

Ich gab ihm recht.

Wir standen jetzt kurz vor dem Damm. Nur in Umrissen sahen wir die schiefe Ebene, die vor uns in die Höhe stieg.

Aber auch die Gestalt, die dicht vor unseren Füßen auf dem nassen Boden lag.

Ich beugte mich nieder.

Der Mann drehte sich herum. Sein schmerzverzerrtes Gesicht schaute mich an, meine Augen sahen jedoch noch mehr. Und zwar die Polizeiuniform, die dieser Mann trug. Er stand im Range eines Captains.

Plötzlich ging in meinem Gehirn ein ganzer Kronleuchter auf. Den Kollegen kannte ich. Es war Captain Miller, ein erfolgreicher Beamter der Rauschgiftfahndung.

Wie kam er in diese Gegend?

Auch er hatte mich erkannt. So etwas wie ein Lächeln flog über sein Gesicht. »Sinclair?« fragte er.

Ich nickte.

»Der Geisterjäger?«

Unter diesem Spitznamen war ich beim Yard gut bekannt und hatte mir in den letzten Jahren auch einen guten Ruf erworben.

Miller schloß die Augen. »Ich dachte schon, es wären die anderen gewesen.«

Womit wir beim Thema wären. Ich wollte jedoch erst wissen, wie es ihm ging.

»Mies«, erwiderte Miller ehrlich. »Doch wenn ich an meine Leute denke, will ich mich nicht beklagen. Ich habe mir nur den Fuß verstaucht und irgendwo eine Prellung abbekommen.«

»Was ist geschehen?«

Captain Miller erzählte mir die ganze Geschichte. Ich war mehr als überrascht. Mit allem hätte ich gerechnet, nur nicht mit solch einer Wendung des Falles. Da hatte ein teuflischer Zufall seine Hand im Spiel gehabt. Aus der Überraschung wurde Betroffenheit, als ich vernahm, was mit den anderen Kollegen geschehen war.

»Ich habe Schüsse gehört«, erklärte mir Captain Miller. »Was das bedeutet, können Sie sich vorstellen.«

Das konnte ich. Von Miller erfuhr ich, daß wir es nicht nur mit den Werwölfen zu tun hatten, sondern auch mit zwei eiskalten Verbrechern namens Mel Djaffir und Hassan Le Duc.

»Die gehen über Leichen«, erzählte der Captain. »Vor allen Dingen Le Duc. Er ist ein ehemaliger Legionär und ein Meister in der Handhabung des Krummsäbels.«

Jetzt wußte ich, wer dem Werwolf den Kopf abgetrennt hatte. Wie ich Le Duc aus den Erzählungen kannte, würde er seine Waffe bestimmt nicht nur gegen Tiere einsetzen.

Wir mußten auf der Hut sein. Aber was machten wir mit Captain Miller? Liegenlassen wollte ich ihn auf keinen Fall. Das sagte ich ihm auch.

»Ich bleibe hier«, erwiderte er. »Mir geht es prächtig. Ich werde Ihnen die Daumen drücken. Wenn Sie zurückkommen, ist für mich noch immer Zeit genug. Außerdem habe ich noch meine Waffe, mit der ich mich verteidigen kann.«

»Gegen Werwölfe helfen keine normalen Kugeln.«

Captain Miller grinste verschmitzt. »Die Werwölfe meine ich auch gar nicht. Die erledigt ihr sicherlich.«

»Sie setzen sehr viel Vertrauen in uns«, sagte ich lächelnd.

»Ja, Sinclair. Ich will Ihnen ehrlich was sagen. Ich kannte Sie und wußte, welchen Job Sie ausführten. Wie viele meiner Kollegen habe ich darüber gelächelt, aber jetzt sehe ich die Sache anders. Ich habe die Bestien mit eigenen Augen gesehen. Und menschengroße Wölfe gibt es normalerweise in der Natur nicht. Also müssen es Werwölfe gewesen sein. Ich weiß nun, das es sie gibt. Mehr wollte ich Ihnen nicht sagen, Kollege Sinclair.«

»Danke«, antwortete ich. »Vielen Dank, Captain! Ich hoffe, daß bald alle Kollegen so denken wie Sie.«

»Sie können auf mich rechnen.« Die Worte gaben mir viel. Denn noch immer hatte ich gegen die Vorurteile und das Unverständnis mancher Polizeibeamten zu kämpfen. Obwohl es auch andere gab, die mich in meinem Kampf gegen die Mächte der Finsternis unterstützten.

Da war vor allen Dingen Kommissar Mallmann, der in Deutschland lebte und einen schlimmen Schicksalsschlag erlitten hatte. Während seiner Hochzeit, auf der wir Gäste waren, schlug der Schwarze Tod grausam zu und ermordete seine Frau Karin.[1]

Es war wohl der schlimmste Fall in meiner Laufbahn gewesen, und die Szene, als wir aus der kleinen Kirche traten, stand noch deutlich vor meinen Augen.

Nie würde ich das Bild vergessen, wie Kommissar Mallmann seine sterbende Frau in den Armen hielt und in seinem Schmerz und in seiner Verzweiflung nicht mehr ein noch aus wußte.

Es war ein schlimmer Tag gewesen damals. Ich hatte zwischendurch ein paarmal mit Will Mallmann telefoniert. Er hatte sich noch nicht erholt, doch beim letzten Telefonat hatte er mir gesagt, daß er den Kampf fortführen wollte. Verbissener denn je.

Trotzdem hatte ich ihn gewarnt. Rache ist eine schlechte Triebfeder. Rache macht unüberlegt, sie läßt zu gefühlsmäßig handeln und verschleiert oft den Blick für das Reale. Ich war froh, daß Mallmann noch nicht in einen Fall mit hineingezogen war.

Der Captain faßte nach meiner Hand und drückte sie fest. »Gehen Sie jetzt, Sinclair, und bringen Sie die Sache in Ordnung. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Ich weiß, daß es hinter diesem Damm Dörfer gibt, in denen schutzlose Menschen wohnen. Die Werwölfe sollen kein weiteres Opfer mehr finden.«

Das war auch meine und Bills Meinung.

Ganz wohl war mir nicht, daß wir den Captain allein lassen mußten, doch es gab keine andere Alternative. Er hätte uns nicht helfen können.

Wenig später kletterten Bill Conolly und ich den Damm hoch. Beide waren wir fest entschlossen, die Werwölfe zu stellen. Auch ohne mein Kreuz…

***

Susan Howard wußte genau, daß die Werwölfe und auch Sergeant Rapp nicht spaßten. Sie würden Susan eiskalt umbringen, wenn es dabei um ihren Vorteil ging.

Und trotzdem wollte sie nicht aufgeben. Sie mußte einfach von diesem Schiff runter.

Als sich die Tür hinter Rapp geschlossen hatte, blieb sie auch nicht

lange liegen, sondern machte sich trotz seiner warnenden Worte daran, ihr Gefängnis genau zu untersuchen. Sie hatte zuvor vergessen, sich die Kabine genauer anzusehen, nun aber wollte sie es wissen.

Die Tür war abgeschlossen, wie nicht anders zu erwarten. Ein Fenster oder Bullauge gab es auch nicht, doch das Girl entdeckte nach genauem Hinsehen unter der Decke einen Abdruck, der eine rechteckige Form aufwies.

Eine Klappe…

Wahrscheinlich sogar ein Notausstieg.

Su begann zu überlegen. Sie dachte an die modernen Fahrstühle, die auch einen Notausstieg besitzen mußten. Ähnlich war es hier sicherlich auch. Wenn durch den Untergang eines Schiffes der übrige und normale Weg nach draußen versperrt war, konnte man eben durch die Decke entkommen.

Nur sie war sehr hoch, und Susan Howard suchte nach einem Gegenstand, auf den sie sich stellen konnte.

Das Bett kam nicht in Frage.

Es war am Boden festgeschraubt, ebenso der Tisch.

Blieb der Stuhl.

Ihn untersuchte Susan genauer. Auch dieses Möbel war im Boden verankert, nur hatte sich die Verschraubung im Laufe der Zeit gelockert, so daß Susan den Stuhl hin- und herbewegen konnte.

Sie drehte ihn nach links und auch zur anderen Seite hin. Rechts ging es besser. Links hakte er zu sehr fest.

Susan Howard bückte sich und sah nach den Schrauben. Sie saßen schon ziemlich locker. Wenn sie Kraft einsetzte, müßte es eigentlich gehen.

Das Girl war wie elektrisiert. Vor Aufregung hatte sie einen roten Kopf bekommen, und eine vorwitzige Haarsträhne war ihr in die Stirn gefallen.

Bevor sie sich an die eigentliche Arbeit machte, ging sie zur Tür und legte ihr Ohr dagegen.

Sie vernahm nichts. Auf dem Gang war es ruhig.

Susan Howard lief wieder zurück zum Stuhl, packte die Lehne mit beiden Händen, holte noch einmal tief Luft und begann zu ziehen und zu reißen.

Sie setzte all ihre Kraft ein, riß, drückte und zog. Die Adern auf ihrer Stirn schwollen, so sehr strengte sie sich an. Und sie gab nicht auf, ruckte und riß weiter, hörte etwas knirschen, und dieses Geräusch gab ihr Mut.

Auf einmal ging alles blitzschnell. Ein letzter Ruck, und sie hatte den Stuhl frei. Allerdings konnte sie den eigenen Schwung nicht mehr bremsen, und sie flog quer durch die Kabine. Zum Glück entgegengesetzt der Tür, so daß sie auf dem Bett landete und sich die

Geräusche in Grenzen hielten.

Erschöpft blieb Susan Howard einige Sekunden liegen. Ihr Herz schlug hoch im Hals, auf ihrer Stirn lag der kalte Schweiß, aber sie hatte es geschafft.

Das Girl richtete sich wieder auf, nahm den Stuhl mit und stellte ihn unter die Klappe.

Jetzt mußte es reichen.

Es reichte tatsächlich. Susan stand auf dem Stuhl, machte beide Arme lang und konnte die Klappe mit ihren flachen Händen berühren. Nun hoffte sie, daß sie das Ding auch aufbekam.

Das Schicksal wollte es anders.

Susan war so in ihre Befreiungsarbeit vertieft, daß sie nicht oder zu spät merkte, wie das Schiff plötzlich seinen Kurs wechselte.

Es gab nur einen ungeheuren Ruck. Susan schrie auf, wurde nach vorn katapultiert und konnte sich auf der engen Stuhlfläche auch nicht fangen und stürzte.

Rasendschnell sah sie den Kabinenboden auf sich zukommen, sie wollte noch die Arme vorstrecken, um den Aufprall etwas zu mildern, doch sie schaffte es nicht.

Mit ihrem vollen Gewicht schlug sie zu Boden. Und genau mit der Stirn auf die Bettkante.

Es blitzten Sterne vor ihren Augen auf, dann kam der stechende Schmerz und danach die große Dunkelheit.

Verkrümmt und bewußtlos blieb Susan Howard neben dem Bett liegen. Aus der Wunde an der Stirn sickerte ein schmaler Blutstreifen über ihr leichenblasses Gesicht…

***

Clive Haskell schreckte hoch.

Er hatte einen sehr leichten Schlaf und wurde bei jedem fremden Geräusch wach, während seine Frau Elisa weiterschlief.

Nicht so der Mann.

Aufrecht saß er im Bett und lauschte. Das kleine Fenster unter dem Dach hatte er geöffnet. Er liebte es, wenn frische Luft in die Schlafkammer strömte. Und diese Luft brachte die Geräusche mit, die nicht zu der nächtlichen Geräuschkulisse paßten.

Wie die Schüsse!

Ja, es waren Schüsse gewesen, das hatte Clive Haskell deutlich herausgehört. Und auf sein Gehör konnte er sich verlassen. Zudem hatte er lange genug gedient, und Haskell wußte, daß diese knatternde Garbe nur aus einer Maschinenpistole stammen konnte.

Abermals hörte er die Schüsse. Wieder eine Garbe. Gedämpft durch den Nebel, doch deutlich zu identifizieren.

Clive Haskell stand auf. Jetzt war das eingetreten, wovor er sich all

die Jahre gefürchtet hatte. Er mußte seinem Job als Nachtwächter nachkommen. Während er in fieberhafter Hast in seine Kleidung schlüpfte, dachte er an das kleine Sägewerk, das er zu bewachen hatte.

Die Fabrik lag nicht weit vom Fluß entfernt. Sie hätte schon längst Pleite gemacht, wenn dem Besitzer nicht die Idee gekommen wäre, sich umzustellen.

Das heißt, er hatte sich auf die Reparatur von Schiffen verlegt. Da waren Boote in Ordnung zu bringen, dann wieder die Segeljollen irgendeines Playboys, auch Fischerkähne und so hatte sich die Fabrik ganz gut gehalten.

Arbeit war immer da.

Sogar für Clive Haskell. Tagsüber war er Mädchen für alles. Fuhr den Wagen, besorgte aus der Stadt Werkzeug sowie Materialien und versah in der Nacht seinen Job als Aufpasser.

Dafür durfte er kostenlos in drei kleinen Zimmern über dem Dach des Lagerschuppens wohnen.

Haskell schloß den letzten Knopf und wandte sich dann dem Fenster zu. Er streckte seinen Kopf nach draußen.

Nebel! Eine dichte graue Suppe, die es nicht einmal erlaubte, bis zum Erdboden zu schauen. Die Schüsse hatten sich nicht wiederholt. Trotzdem glaubte Clive Haskell nicht, daß die Gefahr gebannt war. Irgendwo trieben sich ein paar krumme Typen herum.

Aber gleich mit einer Maschinenpistole?

Das war es, was Clive Haskell Sorgen bereitete. Trotzdem er war ein pflichtbewußter Mensch und nahm seinen Job sehr ernst. Clive gehörte noch zur Schule der alten Kriegsteilnehmer, die für Englands Fahne kämpften und auch ihr Leben gaben. Eine Einstellung, die von den Jungen nicht mehr verstanden wurde.

Haskell wußte aber auch, daß er nicht mehr der Jüngste war. Er bekam Magendrücken, als er zum Schlafzimmerschrank trat, ihn vorsichtig öffnete und zwischen den aufgehängten Kleidungsstücken herumsuchte.

Er fand schnell, was er suchte.

Haskell zog den Arm wieder hervor und hielt eine Waffe in der Hand.

Eine Schrotflinte.

Geladen, gepflegt und ausgezeichnet in Schuß. Mit dieser Waffe ging Clive Haskell immer auf Entenjagd am Themseufer. Haskell konnte mit der Knarre umgehen.

Er klemmte sich den Kolben in die Armbeuge, so daß die Mündung nach unten zeigte und schlich auf Zehenspitzen zur Tür. Die alten Holzdielen bewegten sich trotzdem unter seinen Füßen, sie knarrten, und Haskell verzog das Gesicht.

Seine Frau hörte zum Glück nichts. Sie hatte im Gegensatz zu ihm einen beneidenswerten Schlaf.

Clive Haskell schlich aus dem Schlafzimmer. Er drückte die Tür vorsichtig ins Schloß. Licht brauchte er im Treppenhaus nicht zu machen, er fand sich auch im Dunkeln zurecht.

Clive Haskell gelangte in die untere Etage.

Geradeaus ging es zur Reparaturhalle. Es waren nur einige Schritte bis zur Tür. Diesen Weg wählte Haskell jedoch nicht, sondern wandte sich nach links, dem hinteren Ausgang zu, der zum Hof führte. Clive mußte die Tür erst aufschließen, dann trat er hinaus in den dichten grauen Nebel.

Das Atmen fiel ihm schwer, so sehr legte sich die Feuchtigkeit auf seine Lunge. Er haßte den Nebel, mußte aber gerade in der Nähe des Flusses damit leben.

Ein paar Schritte trat er vor.

Verschwommen nur sah er die Umrisse der anderen Gebäude. Geradeaus lag das Sägewerk, daneben die Lagerhalle, in der auch die beiden Gabelstapler standen. Haskell hatte am Abend die Türen sorgfältig verschlossen. Er würde hören, wenn sie geöffnet wurden, denn die Scharniere quietschten erbärmlich.

Nur die alte Laterne unter dem Dach der Reparaturhalle brannte noch. Sie leuchtete eigentlich immer. Jetzt sah ihr Schein verschwommen und verwaschen aus.

Haskell blieb stehen und lauschte.

Die Schüsse hatten sich nicht wiederholt, dafür hörte er jedoch vorsichtige Schritte.

Und die ganz in seiner Nähe!

Der Nebel war so dicht, daß eine genaue Orientierung so gut wie unmöglich erschien. Er sperrte zwar die Ohren auf, aber die Schritte hätten ebenso vor ihm wie hinter ihm ertönen können oder an den Seiten.

Doch sie waren da.

Dieses Wissen machte Clive nicht gerade fröhlicher. Denn wie er zu hören geglaubt hatte, handelte es sich bestimmt um zwei Gegner.

Haskell lief eine Gänsehaut über den Rücken.

Langsam hob er den Waffenlauf.

Die Einbrecher würden sich wundern. Daß es welche waren, daran hegte Haskell keinen Zweifel.

Nicht im entferntesten rechnete er damit, welche Gefahr wirklich auf ihn zukam.

Er sah ihn.

Links von ihm tauchten die Umrisse auf. Trotz der schlechten Sicht sah Clive Haskell, daß es ein hünenhafter Mann war, der sich da aus dem Nebel schälte.

Sein Herz schlug auf einmal schneller.

Er bekam auch Atembeschwerden, und der Magen zog sich

zusammen. So war es auch im Krieg gewesen, wenn der Gegner auf Tuchfühlung herankam.

Längst hatte Haskell die Waffe gespannt. Die Schrotflinte besaß zwei Läufe. Sie war geladen mit Rehposten, einem Zeug, das verheerende Folgen hatte, wenn es auf kurze Distanz hin trat.

Noch zwei Schritte, dann hatte der Kerl ihn erreicht.

Clive Haskell holte tief Luft. Dann sagte er: »Bleiben Sie stehen, Mann, oder ich pumpe Sie voll Blei!«

Der Hüne stoppte tatsächlich.

Haskell atmete auf. Er sah, daß der Mann irgend etwas in der Hand hielt. Als er genauer hinschaute, glaubte er, ein Schwert oder einen anderen Schlaggegenstand zu erkennen, war sich jedoch nicht sicher.

»Laß fallen!« befahl Haskell.

»Nein!«

Die Antwort klang endgültig, und sie bewies Haskell, daß er mit dem Kerl kein leichtes Spiel haben würde.

»Soll ich abdrücken?« zischte er.

»Das würde ich an deiner Stelle bleiben lassen«, hauchte hinter ihm jemand mit flüsternder Stimme. »Es sei denn, du willst ein Loch in den Kopf kriegen.«

Im gleichen Augenblick spürte Clive Haskell die kalte Mündung im Nacken, und er wußte, daß er wie ein Anfänger in die Falle getappt war…

***

Wir hatten uns ziemlich beeilt. Trotz des Nebels. Bill und ich blieben immer dicht beisammen, seitdem wir, auf der Krone des Dammes stehend, das Licht gesehen hatten.

Es war ein verwaschener Fleck in der grauen Suppe, und wir waren sicher, daß auch unsere Gegner das Licht entdeckt und es sich als Ziel ausgesucht hatten.

»Los«, sagte Bill, »da werden wir sie finden!«

Wir beeilten uns noch mehr und achteten nicht so sehr auf unsere Deckung.

Das war ein Fehler.

Als rechts von mir der Schatten auftauchte, kam ich nicht mehr dazu, schnell genug zu reagieren.

Wuchtig sprang mich der Werwolf an.

Der Aufprall warf mich zurück. Instinktiv schlug ich den Arm nach oben. Ich hatte dabei Glück und traf den Unterkiefer der Bestie. Die Zähne klackten aufeinander, dann aber lag ich am Boden.

Der Werwolf sprang auf mich.

Bill rannte herbei. Ich sah, daß er anlegte…

»Nicht schießen«, rief ich, weil ein Schuß gehört werden konnte.

Statt dessen zog ich die Beine an und schleuderte die Bestie von mir.
Sie fiel zur Seite.
Knurrend kam sie wieder hoch.
Die Beretta hatte ich weggesteckt, zog dafür jetzt den silbernen Dolch.
Mein rechter Arm wischte vor. Er kam von unten nach oben. Ich spürte den kurzen Widerstand, dann bäumte sich der Werwolf auf, heulte klagend und brach zusammen.
Tot lag er vor meinen Füßen.
Ich schluckte, zog die Waffe aus dem Körper und schaute Bill Conolly an.
Der Reporter nickte. »Das war knapp«, sagte er. »Schätze, wir müssen noch mehr auf der Hut sein.«
»Ja.« Ich vertauschte den Dolch wieder mit meiner Pistole. Wir schlichen weiter.
Zum Glück gab es hier keinen Wald, nur feuchte Wiesen und Weiden.
»Einer weniger«, meinte Bill, als wir uns dem Licht näherten.
Ich gab ihm recht und war froh, daß die Werwölfe London noch nicht erreicht hatten. Wenn ich daran dachte, welches Grauen sie über die Menschen bringen konnten, wurde mir übel.
»Mit wie vielen Gegnern haben wir es jetzt noch zu tun?« fragte mein Freund.
Ich rechnete rasch nach. »Zwei haben wir auf dem Meer erledigt, einer ist geköpft worden. Dann diesen Toten hier. Sieben waren es. Bleiben noch zwei.«
»Und van Cleef!«
»Ja, genau. Außerdem dürfen wir nicht vergessen, was uns Captain Miller berichtet hat. Dieser Mel Djaffir und sein Leibwächter Hassan Le Duc werden auch nicht unsere Freunde sein. Sollten sie den Werwölfen entgehen und sie auf uns treffen, können wir uns auf eine heiße Begegnung gefaßt machen.«
Bill nickte. Er grinste plötzlich.
»Was hast du?«
»Wenn das Sheila wüßte. Die würde wieder vor Angst vergehen.« Bill schaute mich von der Seite her an. »Wie in alten Zeiten, John, was? Mein Gott, was haben wir alles zusammen erlebt.«
Trotz der Gefahr, die bestimmt auf uns lauerte, befand sich der gute Bill Conolly in einer fast euphorischen Stimmung. Er vergaß schnell. Und das war gut so.
Ein Drahtzaun versperrte uns den Weg.
Wir blieben stehen.
Ich warf einen Blick über den hüfthohen Zaun. Da wir nicht erst eine Lücke suchen wollten, mußten wir über den Zaun klettern.
Ich hatte gerade das rechte Bein angehoben, als wir die Schüsse

hörten.

Das war auch unser Startsignal!

***

Clive Haskell hatte den Kerl in seinem Rücken nicht kommen hören. Er spürte, wie der Atem des anderen seinen Nacken streifte, und ihm lief eine Gänsehaut über den Rücken.

»Laß nur deinen Schießprügel fallen, Kumpel!« zischte hinter ihm der Libanese.

Clive Haskell gehorchte. Er hatte eingesehen, daß Widerstand zwecklos war. Und er wußte auch, daß die Kerle vor ihm keine normalen Einbrecher waren.

»Geh einen Schritt zurück!«

Auch das tat Haskell.

Dafür ging der Hüne vor ihm in die Hocke und hob die Schrotflinte auf.

Haskell sah ihn jetzt genauer. Der Mann war ein regelrechtes Ungeheuer. Das verwüstete Gesicht und die stechenden Augen wiesen auf eine Gnadenlosigkeit hin, die Clive erschreckte. Der Kerl trug tatsächlich ein Krummschwert in seiner Hand. Blitzschnell stieß sein rechter Arm vor. Im nächsten Augenblick spürte Clive die Klinge an seiner Kehle.

Er versteifte. Eine Bewegung nur, und es war aus. Der Druck der Waffenmündung verschwand, doch der Hüne blieb weiterhin vor ihm stehen.

Mel Djaffir schritt um Clive Haskell herum, so daß er auch vor ihm stand und ihm ins Gesicht schauen konnte.

»Schätze, daß du uns jetzt einige Fragen beantworten wirst, mein Freund«, sagte der Libanese.

Clive Haskell wollte nicken, doch im letzten Moment fiel ihm ein, daß die Schneide des Schwertes vor seinem Hals klebte. So antwortete er mit den Augen.

Djaffir lächelte. »Wo sind wir hier gelandet?«

»In der Holzfabrik.«

»Gut. Bist du der einzige hier?«

Clive dachte an seine Frau und sagte: »Ja.«

Doch der Libanese wußte, daß er gelogen hatte. Kalt meinte er: »Noch eine Lüge, und Hassan schneidet dir die Kehle durch. Du wärst nicht der erste.«

»Meine – meine Frau ist noch da!«

»Fantastisch. Und wo?«

»Oben, Mister. Wir haben unsere Wohnung direkt unter dem Dach.«

»Sonst ist keiner in der Nähe?«

»Nein.« Als Haskell sah, wie Djaffir zögerte, sagte er schnell:

»Wirklich nicht, Sir. Ich… meine Frau und ich sind allein.«

Djaffir lachte kalt. »Und die Wölfe?«

Haskell schluckte. »Welche Wölfe, Sir? In dieser Gegend gibt es keine Wölfe.«

»Lüge nicht. Wir haben sie selbst gesehen, und mein Leibwächter hat sogar einen von ihnen getötet. Also keine dummen Ausreden. Ich will wissen, wo sich die Wölfe versteckt haben.«

»Es gibt keine Wölfe. So glauben Sie mir doch. Vielleicht vor hundert Jahren, was weiß ich. Die Tiere sind doch längst ausgestorben, wie ich gehört habe.«

Mel Djaffir leckte seine Lippen. Er wechselte mit Hassan einen raschen Blick und nickte.

Damit hatte er das Todesurteil über den armen Haskell gesprochen, nur wußte der nichts davon. Es sollte auch nicht sofort vollstreckt werden, denn Djaffir wollten erst noch etwas anderes.

»Hast du einen Wagen, Mann?«

»Nein!«

Mel Djaffir saugte scharf die Luft ein. »Willst du mir weismachen, daß du keinen fahrbaren Untersatz besitzt? Und das in dieser gottverlassenen Gegend?«

»Ich selbst besitze keinen. Aber die Firma…«

»Teufel, bist du begriffsstutzig. Das meine ich doch. Du kannst also über ein Fahrzeug verfügen?«

»Ja.«

»All right, dann sehen wir uns die Karre an. Wir werden sie uns ausleihen, Mister.« Er grinste wölfisch. »Du hast doch nichts dagegen oder?«

»Nein, nein, natürlich nicht«, versicherte Haskell rasch. Er war froh, wenn die Kerle so schnell wie möglich verschwanden. Denn längst hatte er festgestellt, es hier mit gnadenlosen Verbrechern zu tun zu haben. Das waren Mörder und Killer, die das Gelände betreten hatten. Wenn er sich gegen sie stellte, würden sie ihn eiskalt umbringen.

Mel Djaffir gab Hassan Le Duc einen Wink. Der Marokkaner nahm das Schwert vom Hals des Mannes.

»Du gehst vor«, sagte Djaffir. »Aber komme nur nicht auf dumme Gedanken. Der Nebel nützt dir nichts. Wir bleiben immer dicht hinter dir. Und du würdest schneller tot sein, als du es dir vorstellen kannst.«

»Nein, nein, Sir. Ich mache alles, was Sie wollen. Sie bekommen auch den Wagen.«

»Entzückend«, erwiderte Djaffir.

Sie mußten quer über den Platz gehen, um die Lagerhalle zu erreichen, wo auch der kleine Transporter der Firma stand. Es war ein Ford, schon ziemlich rostig, aber durchaus fahrbereit.

Auf halbem Wege wurden sie aufgehalten.

Eine Stimme klang plötzlich auf. »Clive! Wo bist du? Melde dich bitte, Clive!«

Das war Mrs. Haskell, die da gerufen hatte.

Mel Djaffir reagierte sofort und drückte wieder die Waffenmündung in Haskells Nacken.

»Keinen Mucks, Meister, sonst bist du tot.«

»Clive, bitte. Wo bist du?« Die Stimme der Frau klang wegen des Nebels dumpf. Trotzdem war die Besorgnis herauszuhören.

»Sag ihr, daß alles in Ordnung ist!« zischte Djaffir.

»Ja, ja, natürlich.« Clive Haskell drehte den Kopf so, daß er zu seiner Frau hochschauen konnte, obwohl er sie in der dicken Nebelsuppe nur ahnen konnte.

»Elisa«, rief er.

»Mein Gott, du bist es, Clive. Was machst du da draußen? Warum liegst du nicht mehr im Bett?«

»Laß dir ja eine gute Ausrede einfallen!« flüsterte Djaffir, und Hassan Le Duc hob drohend sein Schwert.

»Elisa, ich… ich wollte nur mal nachsehen. Ich glaubte, ein Geräusch gehört zu haben.«

»Jetzt? Mitten in der Nacht?«

»Ja.«

»Dann sei vorsichtig, Clive! Bei diesem Nebel kann sich allerlei Gesindel herumtreiben.«

»Wie wahr«, kicherte Djaffir.

»Natürlich, Elisa. Mach dir keine Sorgen!« rief Clive Haskell zurück.

»Geh jetzt weiter!« zischte Djaffir.

Clive nickte. »Ich komme in wenigen Minuten hoch!« rief er seiner Frau zu.

»Ja, ich warte.«

Djaffir lachte. »Klappt ausgezeichnet. Ich sehe, wir verstehen uns, Mann. Es ist immer gut, wenn man nicht den Helden spielen will. Dazu bist du sicherlich nicht geboren?«

»Bestimmt nicht.«

Clive dachte: Vor zwanzig Jahren, da hätte ich es ihm gezeigt. Aber jetzt bin ich zu alt. Sein Blick flog immer wieder zu Hassan Le Duc hin. Dieser Mann flößte ihm schon durch sein Äußeres Furcht ein. Und was hatten die Kerle von den Wölfen erzählt? Hier gab es doch keine Wölfe, jedenfalls hatte Clive Haskell noch nie welche gesehen, und er lebte schließlich lange genug am Fluß.

Ein paar Yards weiter sah er die Umrisse der Lagerhalle aus dem Nebel auftauchen. Den Schlüssel zur Tür hatte Haskell zum Glück vor Verlassen seiner Wohnung eingesteckt. Er brauchte nur noch zu öffnen, dann konnten sich die Verbrecher den Wagen nehmen und davonfahren.

Als Haskell in die Tasche griff, spürte er sofort wieder den Druck der Mündung.

»Was soll das?« zischte Djaffir.

»Ich… ich muß den Schlüssel holen.«

»Gut, aber vorsichtig.«

Behutsam zog Clive Haskell den Schlüssel aus seiner Hosentasche. Er hielt ihn hoch, damit der Libanese ihn auch sehen konnte.

»In Ordnung, schließ auf.«

Die Tür war mit einem altmodischen Vorhängeschloß gesichert. Es hatte Rost angesetzt und wäre leicht zu knacken gewesen. Clive Haskell schloß auf und faßte nach dem ebenfalls verrosteten Griff, um die Tür nach außen zu ziehen.

Sie quietschte in den Angeln und schleifte über den Boden. Dunkelheit gähnte den drei Männern entgegen.

»Gibt es dort Licht?« fragte Djaffir.

»Natürlich.«

»Dann schalt es ein!« Der Libanese war in den letzten Sekunden immer nervöser geworden. Schließlich stand er dicht vor dem Ziel seiner Wünsche.

Clive Haskell machte Licht.

Leuchtstoffröhren tauchten die Halle in kaltes Licht. Es fiel durch die offene Tür auch nach draußen und zeichnete einen hellen Nebelrand auf den Hof.

Mel Djaffir sah den dunkelblauen Wagen und atmete auf. »Was ist mit dem Schlüssel?« fragte er.

»Der steckt.«

»Und der Sprit?«

»Der Tank ist fast voll.«

»Alter, du bist ein regelrechter Goldjunge«, lachte Mel Djaffir und ging an Haskell vorbei, um die Fahrertür aufzuziehen. Die anderen in der Halle stehenden Geräte interessierten ihn nicht. Um Gabelstapler, Platten und Holzkisten hatte er sich noch nie in seinem Leben gekümmert.

Der Libanese zog die Tür zum Führerhaus auf und stieg ein, Clive Haskell und Hassan Le Duc standen neben dem Wagen. Da zwischen dem Fahrzeug und der Wand viel Platz war, standen sie so, daß sie auf die Seitenfront des Fords schauen konnten und ihr Profil dem Ausgang zuwandten.

Mel Djaffir beugte sich etwas nach links und tastete nach dem Zündschlüssel.

Der Anlasser mahlte. Beim zweiten Versuch sprang der Motor an. Djaffir grinste zufrieden. Danach hob er den rechten Arm und ließ ihn rasch wieder fallen.

Das Zeichen für Hassan Le Duc.

Clive Haskell sollte durch einen Schwerthieb sterben.

Doch Le Duc zögerte.

Er hob nicht einmal den Arm, sondern drehte sich nach links, um durch den Eingang schauen zu können.

Wie hingezaubert waren dort die Wölfe aufgetaucht…

***

Roderick van Cleef, der ehemalige First Lieutenant und nun zum Werwolf degenerierter Soldat, ging neben Sergeant Rapp an der Spitze des kleinen Trupps.

Einen Wolf hatten sie als Wache zurückgelassen, denn es konnte sein, daß von den Polizisten einige überlebt hatten und sich an die Verfolgung machten.

Die Bestie würde sie aufhalten.

Die anderen aber erreichten das kleine Sägewerk mit den drei Hallen und dem großen Platz davor. Ungesehen waren sie über den Zaun geklettert, blieben aber abrupt stehen, als sie die Stimmen hörten.

Eine Frau rief etwas, Rapp packte die MPi fester.

Van Cleef, der den Sergeant weit überragte, stieß ein böses Knurren aus.

Rapp wußte, daß die Frau nicht überleben sollte und auch der andere nicht, mit dem sie sprach.

Sie verstanden nichts und warteten ab, bis die Stimmen verstummt waren.

Danach schlichen sie weiter.

Auf einmal hörten sie das Quietschen einer Tür und sahen den Lichtschein, in dem der Nebel wolkenartig hin und herwogte.

Jetzt hatten es die Bestien eilig. Sie liefen noch schneller, als ein Wagenmotor ansprang.

»Die wollen flüchten!« knirschte Rapp und hob seine Maschinenpistole um eine Idee.

»Das verhindern wir!« zischte van Cleef und trat als erster dicht an die Tür heran, so daß er noch im Lichtschein stand.

Er konnte gut in die Halle hineinschauen, entdeckte die drei Männer, und seine Schnauze öffnete sich in gieriger Vorfreude, wobei Rapp und die anderen Wölfe seinen Rücken deckten…

***

Während Hassan Le Duc wie angewachsen auf der Stelle stand und im Augenblick nicht begriff, was vor sich ging, reagierte Clive Haskell.

Er schrie auf, warf beide Hände vor sein Gesicht, machte auf dem Absatz kehrt und sprintete in den Hintergrund der Halle, um sich dort zwischen Paletten und mannshohen Kisten ein gutes Versteck zu suchen.

Mel Djaffir drehte durch, tat aber dennoch das einzig Richtige in

seiner Situation.

Er fuhr an.

Der Wagen schüttelte sich, die hinteren Reifen protestierten kreischend, und mit einem Satz setzte sich der Ford in Bewegung.

Er jagte aus der Halle, Der Fahrtwind drückte die Tür ins Schloß. Geduckt hockte der Libanese hinter dem Steuer. Er dachte nur noch an sich, nicht mehr an Hassan, seinen Leibwächter. Er sollte selbst sehen, wie er seine Haut rettete.

Instinktiv spürten die Werwölfe die Gefahr, die von dem rasenden Wagen ausging. Sie spritzten zur Seite, um nicht von einem der beiden Kotflügel erfaßt und zu Boden geschmettert zu werden.

Nur Sergeant Rapp behielt die Nerven.

Er bewies, wie eiskalt er war, ließ den Wagen kommen, stellte sich noch etwas breitbeiniger hin und hob seine Maschinenpistole. Ein Druck auf den Stecher, ein kurzer Schwenk, die Garbe ratterte aus dem Lauf.

Mündungsblitze stachen in den Nebel. Kugeln fegten auf die Frontscheibe des Fords zu und zertrümmerten sie. Für den Bruchteil einer Sekunde war das schreckensstarre Gesicht des Fahrers zu sehen, dann verschwand es hinter einem Regen von Splittern. Der Libanese rutschte zur Seite und fiel tot auf den Sitz, während der Wagen genau in der eingeschlagenen Spur weiterraste.

Und da stand Rapp.

Ihm blieb nicht mehr die Zeit, noch eine Garbe in die Reifen zu jagen, er konnte sich nur noch mit einem Hechtsprung vor dem heranrasenden Wagen retten.

Mit der Schulter kam er auf, rollte sich ein paarmal um die eigene Achse und hielt dabei seine UZI immer schußbereit, so wie man es ihm in der Ausbildung beigebracht hatte. Nun konnte Sergeant Rapp all seine Tricks ausspielen.

Als er zur Ruhe kam und die für ihn richtige Stellung erreicht hatte, sprang er auf die Füße und schwenkte die Bleischleuder herum.

Wieder ratterte ein Feuerstoß aus dem Lauf.

Der Ford schlingerte über den Hof. In dieses Schlingern mischte sich peitschendes Knallen, als die Kugeln die Hinterreifen des Wagens zerfetzten.

Der Ford bekam einen starken Drall nach links. Für Bruchteile von Sekunden sah es aus, als würde er umkippen. Er stabilisierte jedoch und krachte mit der Seite voll gegen die Reparaturhalle.

In das Krachen mischte sich der gellende Schrei. Elisa Haskell war am Fenster aufgetaucht. Sie sah nicht viel, hörte nur die Schüsse und berstende Geräusche. Dabei hatte sie entsetzliche Angst um ihren Mann, der sich zwischen zwei Kistenstapeln verkrochen hatte.

Rapp lachte wild auf, als er sah, daß der Wagen gestoppt worden

war. Schemenhaft tauchte aus dem Nebel eine riesenhafte Gestalt auf. Van Cleef rannte herbei.

Rapp winkte mit der freien Hand. »Alles in Ordnung!« rief er zufrieden.

»Da ist noch einer«, sagte der Werwolf.

Rapp nickte. »Den überlassen wir den beiden Spezies.« Er meinte damit die anderen Werwölfe.

Van Cleef war einverstanden. »Wir gehen ins Haus und kümmern uns um die Frau.«

»Okay.«

Blitzschnell gab der ehemalige First Lieutenant seine Anordnungen, während Rapp schon vorlief. In seiner Begleitung befand sich der dritte Werwolf.

Die beiden anderen liefen los.

Hassan Le Duc stand noch immer dicht hinter dem Eingang der Halle. Er blutete. Eine Kugel aus der ersten MPi-Garbe hatte ihm an der Schulter den Arm aufgerissen. Die Wunde blutete stark, aber Hassan verspürte keinen Schmerz. Trotz dieser Verletzung stand er wie ein Eichenbaum.

Er hatte gesehen, was mit seinem Chef passiert war, und der Haß wütete in ihm wie eine Lohe.

Er wollte Djaffir rächen!

Mittlerweile traute sich auch Clive Haskell aus seinem Versteck. Alter Kampfeswille war in ihm erwacht. Er sah Hassan Le Duc plötzlich als einen Verbündeten an.

»He du«, rief er, nachdem er zwischen dem deckenden Kistenstapel hervorgekrochen war.

Le Duc drehte sich um. Er preßte die Lippen zusammen und dachte daran, auch den Alten zu töten, ließ es jedoch bleiben. Vielleicht konnte der Mann ihm nützlich sein.

Den Beweis bekam er zwei Sekunden später. Haskell schlich heran. »Wir können vereint kämpfen«, sagte er, »ich kenne mich hier gut aus und jeden Schlupfwinkel. Gib mir meine Schrotflinte.«

Hassan Le Duc zögerte.

»Es ist wirklich besser. Mach schon.« Haskell hatte einen Teil seiner früheren Sicherheit wiedergefunden.

Le Duc schaute auf ihn, dann auf die Schrotflinte. Er wollte etwas sagen.

»Her damit! Paß auf!« Haskell wechselte innerhalb von einer Sekunde das Thema. »Die beiden Wölfe hinter dir!«

Da zögerte Le Duc nicht mehr. Er warf Clive Haskell die Schrotflinte zu und kreiselte im gleichen Moment noch herum. Dabei flog sein rechter Arm vor, und das Schwert pfiff durch die Luft. Mit dem rechten Arm war er sehr beweglich, die Verletzung befand sich am

linken.

Le Duc schlug zu kurz. An der Brust des Werwolfs sauste die Waffe vorbei. Sie riß ein paar Härchen aus dem Fell, das war alles.

Zu einem zweiten Schlag kam Le Duc vorerst nichts denn nun griff Clive Haskell in den Kampf ein.

Er dachte gar nicht darüber nach, wie und woher die Bestien gekommen waren, für ihn ging es ums nackte Leben und um den Schutz seiner hilflosen Frau.

Clive Haskell rannte geduckt vor, stoppte neben Le Duc seinen Lauf und zog den Stecher der Schrotflinte durch.

Der rechte Lauf schien zu explodieren. Es gab einen mörderischen Krach, und das Echo hallte von den Wänden der Halle wider.

Die Rehpostenladung traf ihr Ziel voll.

Der Werwolf wurde durchgeschüttelt, wankte zurück, brüllte auf, aber er fiel nicht.

Das Monster schluckte den Schrot!

Womit sich wieder einmal eine uralte Weisheit bewahrheitete. Werwölfe kann man nur durch geweihte Silbergeschosse töten oder in dem man ihnen den Kopf abtrennte.

Letzteres tat Le Duc.

Während Clive Haskell mit weit aufgerissenen Augen dastand und nicht begriff, daß der Werwolf noch lebte, pfiff das Schwert des Marokkaners durch die Luft.

Wieder einmal bewies sich Hassan Le Duc als Meister seines Fachs. Die Bestie starb.

Aber noch lebte der zweite.

Er duckte sich. Gewarnt durch das Schicksal seines Kumpans, griff er erst einmal nicht an.

Le Duc ging vor.

»Komm nur«, knirschte er. »Ich werde es dir geben, du verdammtes Untier. Los, ran…«

Der Werwolf wich zurück. Er sprang dabei nach links, dann wieder nach rechts, um dem Marokkaner kein Angriffsziel zu geben.

Haskell war es leid. Ihm saß die Zeit im Nacken. Er hatte eine schreckliche Angst um seine Frau. Deshalb rannte er auf den Werwolf zu, packte die Flinte und benutzte sie als Keule.

Die Bestie sah den Schlag kommen und wich geschickt aus, so daß der Schlag an ihrem Kopf vorbeizischte und Haskell den Kolben auf den Boden drosch.

Sein Konzept geriet aus dem Leim. Er war nicht mehr so gewandt wie früher, und die Chance ließ sich der Wolf nicht entgehen.

Er hechtete nach vorn, bekam die Beine des älteren Mannes zu packen und warf ihn einfach um.

Haskell fiel auf den Rücken.

Von seiner Gier getrieben, warf sich der Werwolf über ihn. Weit riß er sein Maul auf und blies dem unter ihm liegenden Mann seinen heißen Atem ins Gesicht.

Haskell brüllte vor Schreck auf.

Dieser Schrei wirkte auf Hassan Le Duc wie ein Startsignal. Wuchtig trat er der Bestie gegen die Schulter, katapultierte sie damit von Haskell weg und schlug im nächsten Moment mit dem Schwert zu.

Der Werwolf war halb aufgestützt, als die Klinge ihn traf. Er hatte nicht den Hauch einer Chance.

Le Duc blieb Sieger.

Wild schaute sich der Marokkaner um, während Haskell vom Boden hochkroch und sich stotternd bei Le Duc bedankte.

Der winkte ab.

»Ins Haus!« keuchte Clive Haskell. »Wir müssen ins Haus. Meine Frau ist dort. Man wird sie töten…«

»Ja!« knurrte Hassan. »Ich will auch dorthin, da steht noch eine Rechnung offen.«

Beide liefen los.

Während Hassan als erster die Tür stürmte, hatte Clive Haskell das Nachsehen. Er kam nicht rasch genug mit. Etwa fünf Schritte vor der Tür entfernt sah er plötzlich zwei Gestalten aus dem Nebel auftauchen.

Noch mehr Gegner?

Clive Haskell schrie auf, schwenkte die Schrotflinte herum und zog durch…

***

Die beiden Gestalten waren wir.

Bill und ich rannten los. Wir sahen die Gebäude, hatten auch weiterhin das Krachen der Schüsse vernommen und entdeckten plötzlich den auf ein Haus zurennenden Mann.

Der Kerl sah uns auch.

Und er war bewaffnet.

Ich wollte ihn anrufen und warnen, doch da drehte der Kerl durch. Er schwenkte eine Waffe in unsere Richtung, schrie irgend etwas und drückte ab.

Ich flog nach rechts. Gleichzeitig schnellte mein Bein vor, und ich traf den neben mir laufenden Bill Conolly hart ari der Hüfte. Während ich zu Boden knallte, ging auch Bill Conolly auf Tauchstation. Buchstäblich zwischen uns beiden hindurch fegte die Schrotladung. Wir waren zürn Glück zu nahe an den Schützen herangekommen, so daß die optimale Streuwirkung der Waffe noch nicht erzielt werden konnte.

Fast alles, was in der Flinte gesteckt hatte, wischte über unseren

Köpfen hinweg.
»Shit!« schrie Bill Conolly.
Ich weiß heute noch nicht, warum ich nicht zurückgefeuert habe, aber irgendeine Kraft hielt mich davon ab. Statt dessen sprang ich hoch, flog auf den Schützen zu und schlug ihm meine Faust unter das Kinn. Es war ein Bilderbuchtreffer. Der Typ wurde regelrecht hochgehoben und fiel um.
Sofort kniete ich neben ihm.
Es war kein Dämon.
Gut, daß ich nicht geschossen hatte! Und ohnmächtig war er auch nicht. Er stand zwar am Rande einer Bewußtlosigkeit, aber er konnte ungeheuer einstecken.
Ich tätschelte seine Wangen. »Kommen Sie zu sich, Mann!« rief ich. »Was ist geschehen?«
Er öffnete die Augen. Unverständnis schimmerte in seinem Blick. »Wer sind Sie?«
»Das will ich Sie gerade fragen. Was ist geschehen?«
Er berichtete in Stichworten, und mir sträubten sich die Haare. Ich glaubte auch, die Umrisse eines Wagens dicht an der Hallenwand zu erkennen.
Bill humpelte heran. »Man sollte Ihnen die Rehposten einzeln in den Allerwertesten schieben!« schimpfte Bill. »Mich haben ein paar dieser Dinger am Oberschenkel gestreift. Tut ganz schön weh. Was fällt Ihnen eigentlich ein, auf harmlose Leute zu schießen?«
»Laß ihn«, sagte ich und berichtete, was passiert war.
Bill lächelte. »Das ist was anderes. Trotzdem Vorsicht beim nächstenmal.«
»Ich weiß gar nicht, ob es für mich ein nächstes Mal geben wird«, keuchte Clive Haskell.
»Das wollen wir doch hoffen«, sagte ich. »Am besten wird es sein, wenn Sie sich verstecken.«
»Ja, das glaube ich auch.«
Ich hatte inzwischen gehört, wer sich alles innerhalb des Hauses verschanzte. Das teilte ich Bill mit.
»Eine ganz schöne Übermacht«, sagte mein Freund.
Ich gab ihm recht.
»Und wie machen wir es?«
Ich hob die Schultern. »Mal sehen. Auf jeden Fall darf der Frau nichts geschehen.«
Der Meinung war Bill auch.
Haskell flehte mich an. »Tun Sie, was in Ihren Kräften steht, Mister. Bitte, denken Sie an meine Frau.«
»Keine Angst, ihr wird nichts passieren«, erwiderte ich, doch sehr wohl war mir nicht in meiner Haut…

***

Elisa Haskell wußte nicht, was draußen auf dem Platz vor sich ging, doch sie ahnte, daß es etwas Schreckliches war.

Sie hörte die Schüsse, die Schreie und das Brüllen.

Elisa Haskell weinte. Dann kniete sie vor ihrem Bett nieder und begann zu beten.

Sie betete für ihren Mann, und sie hoffte auch, die Angst zu überwinden.

Doch ihr Verstand sagte ihr, daß sie etwas tun mußte. Fast zwangsläufig fiel ihr Blick auf die Tür.

Sie war zwar stabil gebaut, aber sie würde einem massiven Ansturm nicht standhalten. Die Idee schoß wie ein Blitzstrahl durch ihren Kopf.

Elisa wollte die Tür verbarrikadieren.

Sofort machte sie sich an die Arbeit.

Da war der schwere Eichenschrank, der verrückt werden mußte. Er stand zum Glück nicht weit von der Tür entfernt.

Clive Haskell hatte immer auf stabilen Möbeln bestanden. Das rächte sich jetzt.

Elisa bekam den schweren Schrank nicht von der Stelle. Sosehr sie auch schob, ruckte und sich anstrengte, das Ding bewegte sich um keinen Zoll.

Keuchend trat die Frau zurück. Sie war auch nicht mehr die Jüngste, und auf ihrer Schläfe waren die Adern dick angeschwollen. Die ungewohnte Anstrengung spiegelte sich deutlich in ihrem Gesicht wider.

Etwas schwankend trat sie zwei Schritte zurück. Ihr war schwindelig.

Plötzlich hörte sie Stimmen.

Im Haus!

Die Feinde kamen näher. Sie befanden sich zwar noch unten, aber es würde nicht einmal eine Minute dauern, dann wußten sie, wo Elisa sich versteckt hielt.

Die Angst um ihr Leben verdoppelte die Kräfte der Frau. Elisa Haskell preßte sich jetzt mit dem Rücken gegen die Schmalseite des Schranks, stemmte die Füße ein, so gut es ging, und drückte mit aller Kraft.

Das Holz ächzte, es knarrte und der Schrank ruckte vor.

Ein winziges Stück nur, aber immerhin.

Weiter. Elisa gab jetzt nicht auf. Sie durfte nicht nachlassen, wenn sie am Leben bleiben wollte.

Jetzt polterten die Schritte bereits die Treppe hoch. Sie hörte das gemeine Lachen eines Mannes und glaubte auch, dazwischen ein böses Fauchen zu vernehmen.

Führten die Eindringlinge ein Tier bei sich?

Diese Gedanken schossen der Frau durch den Kopf, während sie sich weiterhin anstrengte wie noch nie in ihrem Leben zuvor.

Sie schaffte es.
Elisa Haskell bekam den Schrank von der Stelle.
Zudem rutschte er auf dem alten, abgetretenen Teppich noch etwas besser, so daß er schließlich eine Hälfte der Tür blockierte.
Genau die Hälfte, auf der sich die Klinke befand und gegen die die Eindringlinge zuerst drücken würden.
Elisa hätte jubeln können vor Freude.
Im nächsten Moment bekam sie Angst, denn die anderen hämmerten gegen die Tür.
Dann ertönte eine scharfe Stimme. »Schieß das verdammte Ding in Fetzen!«
Im nächsten Moment ratterte eine Schußsalve los. Die schweren Kugeln zerrissen das Holz, sägten Splitter aus der Füllung und jaulten ins Zimmer, wobei sie in die Wand klatschten und dann steckenblieben.
Zum Glück stand die Frau sicher im toten Winkel und konnte nicht getroffen werden. Aber sie wußte auch, daß die Tür der Gewalt nicht mehr lange standhalten würde und konnte.
Zwei Kugeln zertrümmerten die Fensterscheibe.
Sie brachten Elisa aber auch auf eine Idee.
Flucht durch das Fenster. Das war die einzige Chance, die ihr noch blieb. Sie mußte versuchen, aufs Dach zu kommen, denn an der Rückseite des Gebäudes gab es eine Leiter, die bis hin zum Boden reichte. Wenn sie die erreichte und hinunterkletterte, hatte sie noch eine Chance.
Das Gebäude besaß ein Flachdach, wie sich jetzt von einem unschätzbaren Vorteil erwies.
Elisa riß das Fenster weit auf, während schwere Schläge gegen die Tür hämmerten und immer mehr Löcher schufen. Nicht mehr lange, dann hatten es die anderen geschafft.
Elisa kletterte auf die Fensterbank. Das tat sie auch immer, wenn sie die Scheiben putzte. Mit dem Oberkörper zuerst schob sie sich aus der Öffnung, streckte ihre Arme aus und bekam die schmale Dachrinne zu fassen, die erst vor einigen Monaten erneuert worden und deshalb noch ziemlich stabil war.
Elisa Haskell hing in einer schrägen Lage. Während sich ihre Beine noch innerhalb des Zimmers befanden, war ihr Oberkörper schon draußen.
Elisa biß die Zahne zusammen, während die Verfolger gegen die Tür hämmerten, bereits die Hälfte geschafft hatten und nun dabei waren, das Ding endgültig aus dem Rahmen zu fetzen.
Wieder hämmerte die Maschinenpistole.
Dann hatten die Kerle es geschafft. Sergeant Rapp drang als erster in den Raum ein, blieb dicht hinter der zerstörten Tür stehen und

schwenkte seine Waffe im Halbkreis.

In diesem Augenblick zog sich die Frau hoch.

Elisa setzte all ihre Kraft ein, und sie schaffte den Klimmzug. So weit, daß sie das rechte Bein anheben und anwinkeln konnte, um dann aufs Dach zu klettern.

Keuchend kroch sie über das Dach. Sie hatte nicht mehr die Kraft, sich zu erheben. Die letzten Minuten waren grausam genug gewesen.

Auf allen vieren näherte sie sich dem gegenüberliegenden Dachrand. Das Dach war nicht glatt. Regelrechte Wellen befanden sich innerhalb des Belags, in denen das Wasser vom letzten Regen noch stand.

Sie kroch durch die Pfützen, das machte ihr nichts, aus. Im Zimmer tobte der Werwolf. Er sah sich um ein Opfer betrogen, und Rapp fand als erster den Fluchtweg der Frau.

»Aus dem Fenster!« schrie er.

Seine Stimme war so laut, daß sie selbst von der auf dem Dach flüchtenden Frau gehört wurde.

Elisa verdoppelte ihre Anstrengungen. Sie sprang auf die Füße, ihr Atem jagte, und stolpernd brachte sie die letzten Schritte bis zum gegenüberliegenden Dachrand hinter sich.

Dort in der Nähe befand sich auch die Leiter.

Elisa taumelte das letzte Stück.

Dann stoppte sie vor der Leiter. Sie beugte sich etwas vor, um nach unten schauen zu können.

Im gleichen Augenblick hatte sie das Gefühl, von einer Eisdusche getroffen zu werden.

Über die Leiter kletterte ein Mann.

Für Elisa Haskell sah er aus wie der Teufel persönlich.

Dabei war es nur Hassan Le Duc!

***

Die Tür stand offen.

Bill und ich stürmten gleichzeitig in das Innere des Gebäudes. Leider kannten wir uns nicht aus, aber rechts und links der Tür war genügend Platz.

Wir spritzten nach beiden Seiten, unsere Waffen hielten wir schußbereit. Doch es erfolgte kein Angriff.

Zum Glück brannte an der Decke eine trübe Funzel. Links von mir führte eine große Tür ins Innere der Lagerhalle, rechts befand sich ein schmaler Korridor, von dem aus eine Treppe in die Höhe ging.

Und von oben hörten wir die Geräusche.

Das Schimpfen und Schreien. Dort also befanden sich unsere Gegner.

Ich war als erster an der Treppe. Bill folgte mir. Er hatte die Zähne zusammengebissen. Seine Hose war am Oberschenkel zerfetzt. Einige Schrotkörner steckten noch im Fleisch. Wirklich kein gutes Gefühl.

Aber Bill Conolly war eisern. Aufgeben kannte er nicht. Und wenn ich ihm dazu geraten hätte, dann hätte er mir die Freundschaft gekündigt.

Ich nahm die Stufen.

Zwei, drei auf einmal. Dabei immer den Blick nach oben gewandt, wo sich ein Drama abspielen mußte.

Kamen wir vielleicht zu spät?

Noch ein Absatz.

Mit der linken Hand hielt ich mich an dem glatten, gedrechselten Handlauf fest, dann schleuderte ich mich förmlich um die Kehre und sah vor mir die Wohnungstür.

Sofort blieb ich stehen.

Die Tür wurde bewacht.

Ein Werwolf stand davor.

In wütender Vorfreude fletschte er seine Zähne. Weiß leuchtete mir das Gebiß entgegen. Die Augen schienen zu glühen, so kam es mir jedenfalls vor.

Bill prallte gegen mich.

Ich streckte den linken Arm aus. »Bleib zurück!« wies ich den Reporter an.

Der Werwolf stieß ein drohendes Knurren aus. Ich wußte, daß er seinem Trieb gehorchen mußte.

Er würde angreifen.

Schon stieß er sich ab.

Er hechtete auf uns zu, warf uns sein volles Gewicht entgegen, hatte die Pranken ausgestreckt und wollte uns zerschmettern.

Ich feuerte.

Bill schoß ebenfalls.

Die geweihten Geschosse hieben in den Körper der Bestie. Und zwar dort, wo das Herz sitzt.

Schrecklich brüllte der Werwolf auf. Dicht vor uns prallte er auf die Stufen und rollte dann weiter, so daß wir zurückspringen mußten, um von ihm nicht getroffen zu werden.

Die Wand hielt ihn schließlich auf.

Wo ihn unsere Kugeln getroffen hatten, war sein Fell naß. Aber nicht von normalem Blut, sondern von einer schwarzen Flüssigkeit, die man als Dämonenblut bezeichnet.

Dieser ehemalige Soldat von Army Island war inzwischen voll zu einem Werwolf degeneriert. Es hatte sogar die Blutzersetzung schon eingesetzt.

Die Bestie verging. Sie hob noch einmal den Kopf und machte so den Versuch, sich aufzuraffen, doch die Kraft des geweihten Silbers war stärker.

Ich atmete auf.

Auch Bill Conolly war beruhigt, was ich seinem Gesicht ansah. Aber

noch hatten wir nicht gewonnen. Die stärksten Gegner standen nach wie vor gegen uns.

Ich stieß meinen Freund an. »Weiter, Bill!«

Wenig später betraten wir das Zimmer mit der eingeschlagenen Tür. Hier mußten Vandalen gehaust haben.

Kugeln steckten in den Mauern. Sie hatten handgroße Verputzbrocken herausgerissen, Möbelstücke zerstört und die Holzbohlen des Fußbodens aufgefetzt.

Nur Menschen sahen wir nicht.

Dafür hörten wir sie.

Eine Frau schrie. Im gleichen Moment lachte jemand schaurig auf, und in diese schrecklichen Geräusche mischte sich das schrille Fauchen des Leitwolfes.

»Auf dem Dach«, sagte Bill Conolly. Sein Gesicht war blaß wie eine Kinoleinwand.

Ich aber befand mich bereits am Fenster und kletterte hinaus…

***

Elisa Haskell war zurückgezuckt, als sie den Kerl mit dem verwüsteten Gesicht auf sich zuklettern sah.

Dieser Weg war ihr versperrt.

Sie drehte sich um.

Diesmal war der Schreck noch größer, denn soeben kletterten zwei andere Gestalten über den Dachrand.

Einer war ein normaler Mensch. Er trug eine Maschinenpistole in der rechten Hand und lachte wild auf.

Der zweite aber war eine Bestie. Ein riesiger Wolf, der den normalen Menschen um Haupteslänge überragte. Trotz seiner Körperfülle bewegte er sich geschmeidig auf die Frau zu, die in ihrer Angst immer weiter zurückwich.

Sie ging aber dabei nach rechts, denn hinter ihr kletterte im gleichen Augenblick Le Duc aufs Dach.

Er sah gefährlich aus.

Sein Schwert hatte er sich zwischen die kräftigen Zähne geschoben und erinnerte dabei an einen Piraten aus den wilden Zeiten der Seefahrt. Seine Augen funkelten, sein ganzes Handeln wurde Von der Rache diktiert.

Er wollte diejenigen zur Rechenschaft ziehen, die auch seinen Boß umgebracht hatten. Dabei schüttelte er die Furcht vor dem Werwolf kurzerhand ab.

Sergeant Rapp lachte auf, als er Le Duc sah. Die Frau war plötzlich vergessen, und auch der Werwolf kümmerte sich um sein neues Opfer.

Rapp fühlte sich mit seiner Maschinenpistole sicher. Er ließ Le Duc sogar aufs Dach steigen und mehrere Schritte vorkommen.

Der Marokkaner nahm sein Schwert in die rechte Hand. Den Arm hielt er angewinkelt, das war seine beste Position.

Rapp lachte. »Komm nur«, lockte er ihn. »Komm nur her, du verkappter Dschingis Khan. Ich werde dir die Flötentöne schon beibringen…«

Le Duc kam. Schleichend, geschmeidig, trotz seiner Verletzung. Er war gefährlich, und Rapp unterschätzte ihn keineswegs.

Plötzlich zuckte Le Ducs rechter Arm nach vorn.

Sofort drückte Rapp ab.

Nichts geschah.

Das Magazin der Maschinenpistole war leer…

***

Bill war durch seine Verletzung behindert, deshalb hatte ich das Fenster schneller erreicht als er.

Ich war trotzdem vorsichtig, denn wenn ich zu hastig vorging, würde ich genau in die Falle der anderen laufen.

Behutsam steckte ich meinen Kopf durch den Spalt.

Niemand griff mich an, aber oben auf dem Dach war die Hölle los. Ich schwang mich aus dem Fenster und bekam, wie Elisa Haskell zuvor, die Dachrinne zu fassen.

»Sei nur vorsichtig«, hörte ich Bills besorgte Stimme.

Ich grinste ihm ein letztes Mal zu und zog dann die Beine nach. Der Klimmzug gelang mir mit Leichtigkeit, obwohl die Kanten der Dachrinne unangenehm in meine Handballen schnitten. Die Beretta hatte ich mir zwischen die Zähne gesteckt. Noch einmal stützte ich mich auf der kleinen Fensterbank ab und zog mich mit einem Ruck in die Höhe.

Ich hatte Glück.

Sergeant Rapp und der ehemalige First Lieutenant van Cleef wandten mir den Rücken zu.

Sehen konnte ich nur Le Duc.

Ich kannte ihn von Captain Millers Beschreibungen her und sah, daß er sich dem Sergeant näherte, der seine schußbereite Maschinenpistole im Arm trug.

Die Situation stand auf des Messers Schneide. Ich konnte noch nicht eingreifen, weil ich damit beschäftigt war, auf das Dach zu klettern und Halt zu finden.

Dann hörte ich das Klicken. Rapps MPi-Magazin war leer!

Der Sergeant stieß einen wilden Fluch aus, nachdem er gemerkt hatte, daß er mit der Waffe nichts mehr anfangen konnte.

Le Duc aber lachte.

Mein Blick flog nach links.

Dort sah ich eine ältere Frau stehen. Sie hatte die Hände gegen das

Gesicht gepreßt. Der sie umwallende Nebel ließ sie aussehen wie eine Geistgestalt.

Ich wußte, daß sie kein Geist war, ebensowenig wie die beiden anderen.

Der Marokkaner sah Land.

Jetzt konnte er seinen verhaßten Feind endlich töten. Geschmeidig waren seine Bewegungen. Er atmete schnell und keuchend. Die Lippen hatten sich zu einem grausamen Lächeln verzogen.

Rapp nahm die leergeschossene Maschinenpistole hoch wie einen Schlagstock. Dabei warf er einen Blick nach links und schrie dem Werwolf eine Warnung zu.

Van Cleef drehte sich.

Er sah Le Duc und auch den unbewaffneten Rapp. Sofort setzte er sich in Bewegung.

Da griff ich ein.

Ich wollte nicht, daß es zu einer Eskalation kam. Die Sache sollte möglichst unblutig über die Bühne gebracht werden.

»Stopp!« gellte meine Stimme.

Die Akteure erstarrten. Mich hatte bisher niemand gesehen. Um so überraschender war mein Auftauchen für sie.

Der Werwolf fing sich als erster. Er kam einen Schritt näher und fauchte mich an. Sein heißer Atem vermischte sich mit dem wallenden Nebel vor seinem Maul.

Ich hätte auf ihn feuern können, aber meine Stellung war zu ungünstig. Dadurch hätten die anderen Zeit bekommen, mich anzugreifen, und ich wollte auf keinen Fall mit Le Ducs Schwert Bekanntschaft machen.

Deshalb schrie ich ihn an. »Laß die Waffe fallen!«

Er schüttelte den Kopf. »Nein!« brüllte er zurück. »Ich werde ihn töten!«

Damit meinte er Sergeant Rapp.

Der Soldat stand unbeweglich. Aber über sein Gesicht lief der Schweiß. Er, der eisenharte Kämpfer, hatte plötzlich Angst. Er wußte, wie schnell Le Duc mit seinem Schwert war.

Der Marokkaner ließ sich auf keinerlei Kompromisse ein. Wuchtig schleuderte er das Schwert.

Dabei stieß er einen gellenden Schrei aus.

Dieser Schrei war für mich das Startsignal.

Ich drückte ab.

Dabei hatte ich auf Le Ducs Schulter gezielt. Doch die blitzschnelle Armbewegung irritierte mich, so daß die Kugel dem Marokkaner in die rechte Brustseite fuhr.

Genau in dem Augenblick, als er seine Waffe schleuderte. Um eine Idee geriet sie dabei aus der vorgesehenen Flugrichtung. Das rettete

Rapp das Leben.

Das Schwert streifte seine Schulter und fiel dann über den Rand des Daches nach unten. Trotzdem war die Aufprallwucht noch groß genug, um Rapp zu Boden zu stoßen. Hart fiel er hin und umklammerte mit der linken Hand seine Wunde. Blut sickerte zwischen den gespreizten Fingern hervor.

Le Duc aber konnte die Aufprallwucht meiner Kugel nicht mehr auffangen.

Es stieß ihn zurück und dem Dachrand zu.

»Vorsicht!« brüllte ich noch, aber meine Warnung kam zu spät. Le Duc trat mit dem rechten Fuß nach hinten, damit ins Leere, dann war er verschwunden.

Ich schloß für den Bruchteil einer Sekunde die Augen. Als ich sie wieder öffnete, sah ich van Cleef.

Der Werwolf stand ebenfalls am Rand des Daches.

Noch hatte ich Munition genug.

Da aber sprang er.

Instinktiv drückte ich ab, doch meine Kugel jagte über ihn hinweg. Die Distanz vom Dach zum Erdboden war ziemlich groß. Ein Mensch würde den Fall oder Sprung unverletzt nicht schaffen, ein Werwolf bestimmt.

Van Cleef war mir in letzter Sekunde entkommen.

Ich wollte schon hinterher, da fiel mir Sergeant Rapp ein. Erstens mußte ich mich um ihn kümmern, weil er verletzt war, und außerdem besaß er noch mein Kreuz.

Das wollte ich unbedingt zurückhaben.

Neben ihm kniete ich nieder.

Rapp schaute mich an.

»Sie schaffen es«, sagte ich und nickte dabei. »Sie schaffen es bestimmt. Aber tun Sie mir einen Gefallen. Geben Sie mir mein Kreuz zurück.«

»Okay, Sinclair«, stöhnte er, »du kannst es haben. In der linken Hosentasche.«

Ich fühlte nach.

Rapp hatte nicht gelogen.

Aufatmend nahm ich das wertvolle Kruzifix an mich. Rapp faßte nach meinem Arm.

»Da ist noch etwas, Sinclair…«

»Ja?«

»Das Mädchen… Susan Howard. Sie sie wird auf dem Schiff gefangengehalten. Du… Du mußt sie retten…«

Ich nickte. »Das werde ich!«

Bill Conolly kam. Wie auch ich kletterte er über den Dachrand und lief auf mich zu.

Ich informierte den Reporter mit wenigen Worten. »Kümmere du dich um die Verletzten und um die Frau. Ich muß weiter.«
»Wohin?«
Ich rannte bereits auf den Dachrand zu, wo sich die Leiter nach unten befand.
»Van Cleef ist auf freiem Fuß. Den muß ich haben!«
»Weißt du, wo er ist?«
»Ja!«
Dann war ich weg.

***

Zu meinem Leidwesen hatte der Werwolf einen großen Vorsprung. Ihn einzuholen war für mich so gut wie unmöglich. Diese Bestien sind schnell, das wußte ich, denn ich hatte nicht zum erstenmal in meinem Leben mit Werwölfen zu tun.
Hinzu kam noch der Nebel.
Er machte eine Sicht so gut wie unmöglich. Bei meiner Verfolgung lief ich immer Gefahr, irgendwo gegenzulaufen, gegen einen Baumstamm oder in eine Buschgruppe.
Ich lief wie ein Automat. Meine Beine schienen sich von selbst zu bewegen, der Atem stand als eine nie abreißende Dampfwolke vor meinen Lippen, und trotz der kühlen Witterung war ich schweißnaß. Die Kleidung klebte mir am Körper.
Die Beretta hatte ich weggesteckt. Doch etwas hing vor meiner Brust, was mehr wert war.
Das Kreuz.
Geschmiedet im heiligen Feuer, versehen mit den Insignien der vier Erzengel, war es auch stärker als mächtige Dämonen, die es fürchteten und verwünschten.
Der Weg kam mir doppelt so lang vor. Ich zählte jeden Schritt, keuchte und stampfte über den feuchten Boden und hätte beinahe einen Freudenschrei ausgestoßen, als sich aus der grauen Nebelsuppe die Umrisse des Uferdammes schälten.
Bis jetzt hatte ich den Werwolf nicht gesehen, und er hatte auch mich nicht entdeckt. Ich war jedoch sicher, daß er den Damm bereits überwunden hatte.
Ein paar Sekunden gönnte ich mir. Dann hatte sich mein Atem einigermaßen beruhigt, so daß ich darangehen konnte, den Damm zu überklettern.
Schräg lief ich die schiefe Ebene an. So war die Gefahr des Abrutschens reduziert.
Ich erreichte auch beim ersten Anlauf die Krone und entdeckte schemenhaft den Buschgürtel in der grauen Nebelwand.
Darauf hielt ich zu.

Unten angekommen, blieb ich wieder stehen und lauschte.

Der Nebel schluckte zahlreiche Geräusche, doch ich hörte das monotone Rauschen des Flusses. Es klang allerdings jetzt dumpfer als sonst.

Nur von van Cleef hörte ich nichts.

Weiter.

Ich tauchte ein in den Buschgürtel. Nur kurz dachte ich an den verwundeten Captain Miller und hoffte, daß van Cleef ihn nicht gefunden hatte.

Zufällig gelangte ich auf den gleichen Pfad, den Bill und ich vom Schiff aus genommen hatten.

Ich sah den geköpften Werwolf und auch den toten Polizisten. Mein Gesicht wurde hart.

Van Cleef mußte gestellt werden, bevor er andere mit in den Kreislauf des Schreckens hineinzog.

Der Boden unter mir wurde feuchter, der Nebel noch dichter. Ein Zeichen, daß ich mich dicht am Ufer befand.

Einige Schritte weiter umspielte bereits das auslaufende Wasser meine Füße.

Ich stand am Ufer.

Meine Blicke bohrten sich wie spitze Dolche in die hin- und herwogende Nebelwand. Die Augen brannten, dann aber sah ich die Konturen des festgelaufenen Patrouillenboots.

Nur wenige Yards hatte ich zu überwinden.

Die allerdings im Wasser.

Es plätscherte, als ich durch die Fluten stieg. Sofort zog die Kälte in meine Beine, und ich begann zu frieren.

Vor mir wuchs die Bordwand hoch.

Wiederum lauschte ich.

Außer dem Rauschen des Flusses war nichts zu hören. Auch nichts zu sehen.

Sollte van Cleef sich vielleicht gar nicht auf diesem Schiff befinden?

Drei Sekunden später wurde ich vom Gegenteil überzeugt.

Ein sattes Knurren drang gedämpft durch den Nebel an meine Ohren.

Van Cleef!

Für mich wurde es allerhöchste Eisenbahn…

***

Mit einem wuchtigen Fußtritt trat der Werwolf die Tür zu Susan Howards Kabine auf.

Er sprang in den Raum und blieb wie angewurzelt stehen, als er das Mädchen auf dem Boden liegen sah. Su war noch bewußtlos.

Van Cleef knurrte drohend und fletschte die Zähne. Seine gelben Augen leuchteten wild auf, die Gier stieg in ihm hoch. Erinnerungen

an das frühere Leben wurden in ihm wach. Da hatte Susan ihm gehört, und jetzt sollte sie ihm auch gehören.

Aber als Opfer!

Van Cleef schlich näher. Seine nackten Füße klatschten auf den Bodenbelag, Greifer troff aus seiner Schnauze.

Sehr wohl hörte er auch das Rauschen des Wassers, das ins Innere des Schiffes drang. Er hatte vor dem Eintritt in die Kabine die Flutventile geöffnet. Das Schiff sank. Van Cleef wollte alle Spuren hinter sich verwischen.

Er bückte sich und hob das bewußtlose Girl auf. Quer legte er es über seine ausgebreiteten Arme.

Van Cleef nickte zufrieden, als er die Kabine verließ. Hier unten brannte die Notbeleuchtung. Dir Schein spiegelte sich am Ende des Ganges in einer Wasserpfütze wider, die an Größe stetig zunahm. Es machte sich bemerkbar, daß das Schiff anfing zu sinken. Van Cleef wollte so rasch wie möglich von Bord, darin an das gegenüberliegende Ufer schwimmen und dort verschwinden. Was weiter geschah, das mußte er erst einmal abwarten. Auf seine Getreuen konnte er nicht mehr rechnen, die waren ausgeschaltet.

Sein besonderer Haß galt Sinclair. Dieser Kerl trug an seiner Niederlage die größte Schuld. Wenn Gras über seine Taten gewachsen war, wollte er zurückkehren und sich dieses Mannes annehmen.

Van Cleef schritt mit dem Girl eine Eisenleiter zum Deck hoch. Das Schiff hatte bereits eine leichte Schräglage, durch die offenen Flutventile gurgelte das graue Wasser der Themse.

Nebel umwebte wie ein Schleier die hochgewachsene Gestalt der Bestie. Er bewegte sich hin und her, wie von tausend unsichtbaren Händen geführt.

Ein Betrachter konnte dabei das Gefühl haben, der Werwolf würde über dem Deck schweben, denn seine Füße verschwanden in der grauen Suppe.

Sicher bewegte er sich auf das Heck des Patrouillenbootes zu. Er sah dabei nicht die Gestalt, die im Schatten der Aufbauten lauerte, die Bestie erst passieren ließ und dann aus ihrer Deckung heraustrat.

Die Gestalt war ich!

***

Der Werwolf schritt an mir vorbei.

Ein Ungeheuer, eine grausame Bestie. Hochgewachsen, kraftvoll, gefährlich und auf seinen Armen das bewußtlose Mädchen.

Er wandte mir den Rücken zu.

Ich hielt die Beretta in der rechten Hand, zielte zwischen seine Schulterblätter und war versucht zu schießen.

Nein, ich konnte es nicht. Auch wenn diese Bestie kein Mensch war,

brachte ich es nicht fertig, ihr eine Kugel in den Rücken zu jagen.

Aber ich sprach sie ah.

»Roderick van Cleef«, sagte ich mit dumpfer Stimme. »Bleib stehen, deine letzte Stunde hat geschlagen!«

Er stoppte tatsächlich. Dabei hatte ich das Gefühl, meine Worte wie Peitschenhiebe verteilt zu haben, denn van Cleef duckte sich regelrecht zusammen.

»Gib das Mädchen frei!« forderte ich.

Er drehte sich um, ohne jedoch Susan Howard loszulassen.

Wir starrten uns aus einer Entfernung von drei Schritten an. Ich hielt die Waffe schußbereit, er hatte seine Geisel auf den Armen liegen.

Niemand von uns sprach. Beide wußten wir, daß nur einer überleben würde.

Das wollte ich sein. Und das Mädchen natürlich.

Sekunden wurden zu Ewigkeiten bis van Cleef einen urigen Schrei ausstieß.

Ich sah kaum die Bewegung seiner Arme, doch im nächsten Augenblick schleuderte er Susan Howard wie eine Puppe auf mich zu.

Ausweichen konnte ich nicht, dann wäre Su zu hart gefallen. Ich fing sie mit meinem Körper ab und konnte mich dadurch nicht um van Cleef kümmern.

Die Zeit nutzte er.

Mit einem Riesensatz warf er sich herum und hetzte auf die nahe Reling zu.

Ich lag auf dem Boden, das Mädchen halb über mir. Hastig stieß ich Susan Howard weg und bekam dadurch meine rechte Hand frei.

Van Cleef stand schon auf der Reling. Eine Sekunde lang hatte er mit dem Gleichgewicht zu kämpfen.

Ich sah noch einmal diese gewaltige, urwelthafte Erscheinung, den hochgereckten Körper, das weit aufgerissene Maul, aus dem der schaumige Geifer tropfte, und die mörderischen Pranken.

Dann stieß er sich ab.

Ich schoß im Liegen.

Die drei Silberkugeln jagten so schnell aus dem Lauf, daß man das Gefühl haben konnte, die eine wollte die andere erreichen.

Alle drei Kugeln trafen den Werwolf mitten im Sprung, noch bevor er die Wasseroberfläche berührte.

Ich hörte noch den verzweifelten Schrei, der sich fast menschlich ausnahm. Dann klatschte er auf die Wasseroberfläche.

Ich jagte zur Reling und beugte mich hinüber.

Vor der Bordwand schäumte das Wasser. Der Werwolf kämpfte um sein vergehendes Leben. Mal tauchte er auf, dann sackte er weg. Ich sah seine Schnauze, seinen weit aufgerissenen Rachen, und ich sah noch mehr.

Sein Fell verschwand.

Es löste sich auf, als wäre das Themsewasser eine alles zerfressende Säure.

Bleiche Knochen schwammen an der Oberfläche, die durch die Strömung abgetrieben wurden, in einen Strudel gerieten, dort unter Wasser gerieten, um dann in Richtung Flußmündung zu verschwinden.

Die Themse trug das bleiche Skelett dieser Bestie davon.

Den First Lieutenant Roderick van Cleef gab es nicht mehr. Ich war froh darüber.

Dann aber wurde es Zeit für mich, das sinkende Schiff zu verlassen. Mit einer bewußtlosen, aber geretteten Susan Howard auf den Armen.

***

Die Bilanz war traurig genug.

Drei gute Polizisten hatten ihr Leben lassen müssen. Die beiden Dealer waren ebenfalls tot.

Sergeant Rapp wurde gerettet. Er mußte sich allerdings vor einem Militärgericht verantworten.

Die Verhandlung sollte unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfinden.

Dem Ehepaar Haskell war nichts passiert. Ihnen steckte nur der Schrecken noch in den Knochen.

Den ganzen Tag über suchten wir die nähere Umgebung am Themseufer ab. Spezialisten waren aus London gekommen, doch einen Werwolf sahen wir nicht mehr.

Ich telefonierte auch mit Commander Stafford auf Army Island und berichtete ihm von der geglückten Aktion. Er war beruhigt.

Irgendwann fragte mich Bill Conolly: »Wie ist es, willst du nicht noch einmal Soldat spielen?«

Daß ich nach dieser Frage mit ihm eine halbe Stunde nicht mehr redete, wird wohl jeder Leser gut verstehen…

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 81 »Der Sensenmann als Hochzeitsgast«